

W 811

W 811



Ostap Wischnja  
Du Fuß nach Salta



Berliner Verlag  
Eulenspiegel

---

OSTAP WISCHNJA  
Zu Fuß nach Jalta



OSTAP WISCHNJA

Sei Fuß nach Taltar



Humoristische Erzählungen

Eulenspiegel Verlag Berlin



Ausgewählt, aus dem Russischen übersetzt  
und mit einem Nachwort versehen  
von Aljonna Möckel

Illustrationen von Harry Jürgens

---

## MEIN LEBENSLAUF

Daß ich geboren wurde, steht für mich ganz außer Zweifel, auch wenn meine Mutter, über mein Auftauchen in dieser Welt befragt, zehn Jahre lang behauptete, sie hätten mich aus dem Brunnen gefischt, als sie die Kuh Orischka zum Tränken führten.

Dieses Ereignis fand am ersten November 1889 (nach dem alten Kalender) in dem Dorf Grunj im Sinkowsker Kreis, Gebiet Poltawa, statt. Genaugenommen nicht einmal im Dorf, sondern auf dem Gut Tschetschwa in der Nähe Grunjs, dem Anwesen des Großgrundbesitzers von Rott, bei dem mein Vater in Diensten stand.

Für mein Gedeihen hatte ich durchaus angemessene Bedingungen. Einerseits gab es da die Wiege, mit Stricken an der Decke befestigt, andererseits die Mutterbrust. Hier ein bißchen gesaugt, dort ein bißchen geschlafen – so wuchs ich Stück um Stück.

Ja, genau so geschah es: Ich aß und wuchs, und später war es umgekehrt – ich wuchs und aß.

Meine Eltern unterschieden sich in nichts von anderen Eltern. Der Vater meines Vaters war Schuster in Lebedino, der Vater meiner Mutter hingegen Bauer in Grunj. Die Stammbaumdorschung tiefgehender zu betreiben, war mir nicht vergönnt. Der Vater sprach nicht allzu gern von seiner Verwandtschaft, und fragte ich etwa meine Großmutter (seine Mutter) nach dem Groß- oder Urgroßvater, erwiderte sie nur: „Er war genauso ein Tunichtgut wie du! Ließ einen auch keinen Augenblick in Ruhe.“

Von der Familie mütterlicherseits weiß ich nicht viel mehr zu berichten. Ich erinnere mich lediglich, daß mein Vater öfters zu meiner Mutter sagte: „Wie schade, meine Liebe, daß du nicht nach deiner Mutter geraten bist, Gott hab sie selig. Sie nahm gern mal einen zur Brust und vertrug auch was.“

Im übrigen aber handelte es sich bei meinen Eltern wirklich um ganz normale Leute. In den vierundzwanzig Jahren

ihres gemeinsamen Lebens hatte ihnen der Herrgott, wie es damals hieß, immerhin nur siebzehn Kinder geschenkt. Deshalb nämlich, weil sie sich so gut aufs Beten verstanden.

So wuchs ich denn sacht vor mich hin.

„Der wird mal Schriftsteller“, sagte eines Tages mein Vater, als ich, in der Stube auf dem Fußboden sitzend, mit den Fingern in einer kleinen Pfütze herummalte. Wie ihr seht, hat sich diese väterliche Prophezeiung erfüllt. Doch um der Wahrheit die Ehre zu geben: Es sollte noch viel Zeit vergehen, ehe die Voraussage meines Vaters Wirklichkeit wurde.

Ein Schriftsteller lebt und wächst ganz anders auf als ein gewöhnlicher Sterblicher. Der gewöhnliche Mensch lebt sein Leben und stirbt. Nicht so der Schriftsteller. Von ihm will man um jeden Preis erfahren, welche Umstände seine Weltanschauung geprägt haben, wie seine Umgebung beschaffen war und was er empfand, als er mit schmatzenden Lippen im Arm der Mutter lag, noch mit keiner Gehirnfaser daran denkend, daß er später einmal seinen Lebenslauf würde schreiben müssen.

So sitzt du nun da und grübelst, was dich bewogen haben könnte, Schriftsteller zu werden, überlegst, welcher Dämon dich in die Literatur gestoßen hat und wann du das erste mal über die Frage nachgedacht hast, „wo das Loch in der Brezel bleibt, wenn man sie verspeist“. Schriftsteller wird man schließlich nicht mir nichts, dir nichts.

Und während du dein Leben Revue passieren läßt, kommst du tatsächlich zu dem Schluß, daß es im Leben eines Schriftstellers ungewöhnliche Ereignisse gibt, ohne die er niemals Literat geworden wäre, sondern bloß ein ordentlicher Ingenieur, ein Arzt oder einfach ein geschickter Handwerker.

Gibt es jedoch diese Ereignisse, fängt der Schriftsteller an zu schreiben.

Eine wichtige Rolle bei der Formung eines künftigen Autors kommt der Natur zu – den Kartoffeln, dem Hanf, dem Steppengras.

Besitzt ein Junge oder Mädchen die Veranlagung zum Grübeln, und wachsen in seiner Umgebung Kartoffeln, Gras oder Hanf, so ist die Sache bereits gelaufen – man kann gewiß sein, daß aus dem Kind ein Schriftsteller wird!

Ist ja wohl auch einleuchtend. Denn läßt sich das Kind, in Gedanken versunken, auf einer Stelle nieder, wo nichts wächst, dann kommt es mit seinen Überlegungen nicht weit. Sofort wird es von der Mutter entdeckt und mit dem Ausruf aufgescheucht: „Wo hat sich dieses verdammte Gör nur jetzt wieder hingesezt!“

Vor Schreck ist die Eingebung futsch!

Da kommt einem ein Kartoffelfeld wie gerufen.

So war es jedenfalls bei mir. Gleich hinter unserer Hütte befand sich eine kleine Kartoffelpflanzung, dicht daneben ein Hanfbeet. Man setzt sich mitten hinein, Wind umspielt einen, die Sonne wärmt angenehm, und die Kartoffeln spornen das Denken an.

Man denkt und denkt und denkt . . . Bis man plötzlich die Mutter rufen hört: „Schau doch mal nach, Malaschka, ob nicht irgendwo der Pawlo eingeschlafen ist. Aber sei vorsichtig, jag ihm keinen Schreck ein, sonst macht er sich das Hemd voll. Ich komm mit dem Waschen schon gar nicht mehr nach!“

Ja, so verhielt es sich bei mir mit dem Nachdenken. Ich saß da, grübelte und buddelte dabei kleine Kuhlen in die Erde. Mutter aber schimpfte: „Welcher Satan wühlt bloß immer die Kartoffeln aus den Furchen! Wenn ich den mal erwische!“

Der Vorwärtsdrang in mir hatte zwei Seiten: Mal zog's mich in die Tiefe, und ich buddelte kleine Höhlen, dann wieder trieb's mich in die lichte Höhe, so daß ich auf die Korndarre kraxelte, um im Gebälk Spatzen zu jagen, oder auf eine Weide, um nach den Dohlenjungen zu schaun.

Was nun meine Gemütsverfassung betrifft, so war ich von klein auf sehr sensibel: Mein Vater brauchte bloß den Riemen hervorzuholen oder den Siebenstriemer – schon lag ich zitternd unterm Bett.

„Ich werd dir's zeigen!“ Von wegen im Gebälk herumturnen

und nach den Dohlen schau! Wenn du dich beim Herabfallen gleich zu Tode stürzen würdest, ging's ja noch an! Doch du wirst ein Leben lang als Krüppel rumlaufen, elender Hundesohn!“

Ich aber lieg unterm Bett, bibbre, zieh die Nase hoch und denk betrübt: Großer Gott, was muß man für die Literatur nicht alles erdulden!

Von den Ereignissen meiner frühen Kindheit, die Einfluß auf mein Werden als Schriftsteller nahmen, hat sich mir eins besonders eingepägt: ein Sturz vom Pferd. Ich jage hoch zu Roß dahin, da kommt doch ein Hund hinter einem Hügel hervorgeschossen. Das Pferd macht einen Satz zur Seite, und ich – plumps! Hat mich ganz schön hingefledert! Ungefähr eine Stunde lag ich so da, eh ich wieder zu mir kam . . . Drei Wochen noch hatte ich dran zu knabbern. Damals begriff ich auch, daß ich, wenn ich nun schon mal am Leben geblieben war, zu irgendwas gut sein mußte. Wo doch die Gelegenheit, sich zu Tode zu stürzen, einmalig günstig war. Und vage regte sich der Gedanke in mir, daß ich wahrscheinlich für die Literatur zu gebrauchen sei. Was sich dann ja bewahrheiten sollte.

So verrannen mir, während ich einerseits von der Natur, andererseits von den Menschen umgeben war, die ersten Jahre meiner goldenen Kindheit.

Dann kam ich zur Schule.

Es handelte sich freilich um keine gewöhnliche Schule, sondern um eine vom „Ministerium für Volksbildung“. Ich hatte einen guten Lehrer, Iwan Maximowitsch – er war ein herzensguter Alter mit Haaren so weiß wie die Hütten, wenn sie zu den Frühlingsfeiertagen hergerichtet wurden. Er tat seine Arbeit gewissenhaft, wie er überhaupt das wandelnde menschliche Gewissen war. Iwan Maximowitsch ist inzwischen tot – möge ihm die Erde leicht werden. Ich liebte alles an ihm, sogar sein Lineal, das zuweilen über unsere tintenverschmierten Schülerhände tanzte. Es tanzte einfach drüber hin, weil das damals so üblich war. Doch Iwan Maximowitsch gebrauchte es nur in dringenden Fällen und niemals unbeherrscht.

Wo mag es jetzt sein, dieses Lineal, das mir bei der Herausbildung meines literarischen Stils geholfen hat? Es war das erste Lineal, das mit meiner Hand in Berührung kam – jener Hand, die jetzt diesen Lebenslauf schreibt. Wäre ich je zum Schreiben gekommen, wenn es diesen Iwan Maximowitsch und sein Lineal nicht gegeben hätte, das mich zwang, hin und wieder einen Blick ins Schulbuch zu werfen?

In jener Zeit begann sich auch mein Klassenbewußtsein herauszubilden. Ich wußte von früh auf zwischen Herr und Untergebenem zu unterscheiden, denn mein Vater pflegte mich öfters zur Herrin ins Gutshaus zu schicken. Und jedesmal schärfte er mir ein: „Daß du ja der Herrin die Hand küßt, wenn du reinkommst!“

Das muß eine hochgestellte Person sein, dachte ich, wenn du ihr die Hand küssen sollst.

Freilich war mein Klassenbewußtsein seinerzeit noch ein bißchen verschwommen. Einerseits küßte ich der Herrin die Hand, andererseits zertrampelte ich ihr die Blumenbeete. Ein regelrechter Labour-Vertreter. Drückte mich zwischen Sozialismus und Monarchie herum wie eine gebadete Maus. Jedenfalls mußte ich mir schon damals hinter die Ohren schreiben, daß es Herren auf dieser Welt gab. Und wenn die Herrin irgendeiner Sache wegen, mit dem Fuß aufstampfend, losbrüllte, schlich ich mich unter die Veranda des Gutshauses und flüsterte: „Wart's nur ab, du Ausbeuterin, ich werd dir's genauso zeigen wie ihr's uns seit dreihundert Jahren . . .“

Ich wurde sehr früh eingeschult, ich war wohl noch keine sechs Jahre alt. Als ich die erste Schule abgeschlossen hatte, sagte der Vater: „Hast noch nicht genug gelernt. Ich schaff dich woanders hin. Jawohl, du kommst nach Sinkow, dort lernst du ein bißchen dazu, mal sehn, wie weit du's bringst.“ So schaffte mich der Vater nach Sinkow, was ihm ziemlich schwerfiel, denn wir waren schon damals sechs oder sieben Geschwister und sein Lohn nicht gerade üppig. Dennoch lieferte er mich in der dortigen Städtischen Zweijahreschule ab.



Diese Schule beendete ich im Jahre 1903 mit einem Zeugnis, das mich berechtigte, eine Beamtenstelle mit sehr hohem Rang (ich glaube, es war Kategorie Vierzehn) im Post- und Telegraphenwesen einzunehmen.

Doch was sollte mir solch eine Beamtenstelle, wo ich doch gerade mal dreizehn war.

So kehrte ich nach Hause zurück.

„Du hast dir die Wissenschaft reichlich früh angeeignet“, sagte mein Vater zu mir. „Wo solln wir dich bloß hinstecken, wenn du noch so klein bist. Mußt du eben weiterlernen, ich hab schon ohne dich zwölf Mäuler zu stopfen.“

Diesmal brachte mich die Mutter gleich nach Kiew, in die Militärärztliche Schule, denn mein Vater hatte als ehemaliger Soldat das Recht, seine Kinder dort „auf Staatskosten“ unterrichten zu lassen.

Wir langten also in Kiew an. Schon auf dem Bahnhof sperrte ich Mund und Nase auf und legte in dieser Haltung den Weg durch die ganze Stadt zurück – bis zu jenem Kloster, in dem Mutter und ich erst mal haltmachten. Wir küßten sämtliche Reliquien, wundertätigen Ikonen und friedensbringenden Heiligen – und siehe, ich bestand die Aufnahmeprüfung.

Ich blieb in Kiew, beendete die Schule und war nun Feldarzt.

Das Leben, das dann folgte, war wenig interessant. Ich tat meinen Dienst und lernte dabei weiter. Ich lernte immerzu – zum Teufel damit! Immer als Externer.

Dann nahm ich ein Studium an der Universität auf.

Das Buch, das während meines gesamten Lebens den stärksten Eindruck bei mir hinterlassen hat, war der „Katechismus“ Philarets. Was für ein widerwärtiges Buch! Wenn ich's nur einmal hätte lesen müssen und dann beiseite legen können, wär's noch angegangen. So aber hat sich's mir auf ewig eingepägt.

Für Bücher hatte ich von klein auf etwas übrig. Ich erinnere mich, wie mir einmal das „Orakel“ Salomos in die Hände fiel. Tagelang beschäftigte es mich: Ich schoß Brot-

kügelchen in einen darin abgebildeten Kreis mit verschiedenen Zahlen. Bis plötzlich meine Mutter dazukam, das „Orakel“ schnappte und es mir über den Schädel donnerte, daß es nur so krachte. Erst da ließ ich von diesem Buch ab.

Insgesamt liebte ich vor allem Bücher mit weichem Einband. Sie waren leichter zu zerreißen, und es tat auch nicht so weh, wenn Mutter sich ihrer bemächtigte.

Ein Buch, in dem meine Mutter zwanzig Jahre lang las und das ich ganz und gar nicht mochte, war „Der russische Wallfahrer“. Es war ein sehr großes Buch. Wenn Mutter damit ausholte, rutschte mir schlagartig das Herz in die Hosen.

Die restlichen Bücher aber lasen sich gar nicht so übel.

Für die Zeitung schrieb ich erstmals im Jahr 1919, unter dem Namen Pawel Grunski. Ich fing mit Feuilletons an.

1921 begann ich bei der Zeitung „Wisti“ als Übersetzer zu arbeiten.

Ich übersetzte und übersetzte, bis ich mir eines Tages sagte: Wozu eigentlich aus anderen Sprachen, wenn du eigene Sachen zu schreiben vermagst? Du könntest es zum Schriftsteller bringen. So viele gibt's davon, nur du bist keiner. Was sollst du sonst machen, wo du weder eine besondere Qualifikation hast noch dich in buchhalterischen Dingen auskennst.

Da wurde ich eben Ostap Wischnja und machte mich ans Schreiben.

Was ich noch heute tue . . .

1927; 1955





---

## DIE BERGE

Berge sind vor allem eine Angelegenheit der Höhe. Das erst mal ganz allgemein . . .

Auch die Krimberge sind nicht gerade niedrig. Selbst wenn sie manchmal klein erscheinen. Betrachtet man sie zum Beispiel vom Meer aus, so denkt man: Die solln weit weg sein? Ist doch Unsinn, was heißt hier, weit weg? Da reicht man ja fast mit der Hand hin. Das dort soll der berühmte Ai-Petri sein? Und ihr meint, der sei hoch? Ach was, einmal kräftig Anlauf genommen, schon ist man oben!

Ihr könnt euch das Anlaufnehmen sparen: Glaubt mir, man reicht wirklich nicht mit der Hand hin.

Fünfundzwanzig Werst sind's bis zum Ai-Petri, und auch das nur, wenn ihr Luftlinie rechnet. Folgt ihr aber den Windungen der Wege, sind's gut und gern vierzig.

Sie täuschen uns, die Berge, und wie sie uns täuschen. Uns, die wir aus dem Flachland kommen.

Fährt man mit dem Boot fünfzehn, zwanzig Werst weit aufs Meer hinaus und betrachtet das Ufer aus dieser Entfernung, so glaubt man, diese Krimberge würden gerade mal eine Hand füllen . . . Daß sie sich von Sewastopol bis Feodossija hinziehen – was ändert das schon?! Man umschlingt sie mit den Armen und nimmt sie einfach mit: So winzig scheinen sie von weitem. Dabei breiten sie sich in Wirklichkeit über hundert Werst aus!

Auf hundert Werst ziehen sie sich von West nach Ost hin, die Krimberge . . . Auf sage und schreibe hundert Werst, und das alles wird dann schlicht als Hügelkette bezeichnet. Diese Hügelkette umfaßt die Ufer der Südlichen Krim und schützt sie vor Kälte und Nordwind, so daß es dort immer schön warm ist . . .

Würde man diese Hügelkette irgendwie auslöschen, sie mit einem gigantischen Hobel einfach wegrasieren – es wär vorbei mit der berühmten Südlichen Krim. Vorbei mit den Zypressen, Magnolien und Lorbeerbäumen . . .

Kahl und eben wär's überall; die Touristenführer würden

verschwinden, die Damen nußgroße Tränen vergießen . . . Nicht wegen der Touristenführer, versteht sich (was ihr nur wieder denkt!), sondern wegen der verschwundenen Berge. Denn sie sind schön, diese Berge. Es sind gewaltige Berge! Reckenhafte Berge! Wie sollte man beim Verlust solcher Berge keine Tränen vergießen!



Wo sie herkommen, die Krimberge?  
Vom lieben Gott!

An einem der sechs Tage, in denen er die Welt erschuf,  
entstanden auch die Krimberge.

Die Geologen, dieses ungläubige Volk, wollen partout nachweisen, daß sich die Krimberge ganz allmählich herausgebildet haben, im Verlauf mehrerer geologischer Perioden, durch Erdbeben, Kalksteinablagerungen des Meeres usw. usf.

Dagegen schrieb die Fürstin E. Gortschakowa (immerhin eine Adlige und nicht so ein hergelaufener Geologe), als sie einmal am Strand lag und zu den Bergen hinüberschaute, schlicht und einfach:

Es lodert mein Herz voller Liebe,  
Die Träne verschleiert den Blick,



Mein Mund flüstert heimlich-bebend  
Ein Lob dem allmächtigen Gott.

Aus welchem Grund aber sollte ihr Mund „heimlich-bebend Gott ein Lob flüstern“?

Von ungefähr geschieht das ganz gewiß nicht!

Es passiert vielmehr, weil Gott diese Berge erschaffen hat. Und nicht nur die Berge, sondern auch das Landhaus, die Weinanpflanzungen, die Dienerschaft, die Leibrente . . .

Denn das alles ist ohne Zweifel etwas Konkretes, etwas, an das man sich halten kann.

Was aber machen die Geologen?! Sie kommen einem mit ihren „Perioden“ und „Epochen“. Ist doch nichts als abstraktes Zeug.

Gott war es, jawohl! Und keinen Widerspruch: Niemand anders als er konnte so herrliche Berge erschaffen, wie es sie in der Krim gibt . . .

Jeder Berg, ob man ihn nun einzeln hernimmt oder eingliedert in die Gesamtheit betrachtet, besteht aus drei Teilen: dem Fuß, dem Hang und der Kuppe. Der Fuß ist unten, der Hang liegt ein Stück darüber, und die Kuppe befindet sich ganz oben . . .

Die schwierigste Strecke beim Erklimmen eines Berges scheint der Fuß zu sein . . . Furchtbar schwierig muß es sein, ihn zu bezwingen, denn weshalb sonst würden sich die Touristen so damit brüsten?

„Ich war auf dem Ai-Petri!“ sagen sie.

„An seinem Fuß oder auf der Kuppe?“

„Am Fuß natürlich!“

„Na wunderbar! Bist ein Prachtkerl!“

Der „Prachtkerl“ aber grient bis an die Ohren: Seht her, ich hab's geschafft.

Der Hang ist da schon bedeutend leichter zu erreichen. Vor allem, wenn man von oben kommt, von der Kuppe . . .

Die Kuppe selbst zu erklimmen, ist nun wirklich ein Kinderspiel . . . Stock in die Hand, und los geht's . . .

Danach liegt ihr dann zwei Wochen flach, verdaut die Ein-



drücke, wie es so schön heißt. Ganz still liegt ihr da, wie geplättet, bewegt weder Hand noch Fuß, horcht tief in euch hinein, empfindet noch einmal alles nach, was ihr dort an Schönheit gesehen und erlebt habt . . .

Ist ja auch nicht verwunderlich, daß ihr euch so ergötzt. Mit der Behendigkeit einer Gemse den, sagen wir mal, Babugan zu erstürmen ist unheimlich befriedigend. Eintausendfünfhundertdreiundvierzig Meter hoch, das muß man sich mal überlegen! Das ist schon ein bißchen höher als der Kalte Berg in Charkow . . . Wißt ihr eigentlich, daß es ein sehr schöner Anblick ist, wenn man vom Kalten Berg aus abends zur Stadt hinunterschaut? Wie müßte es da erst sein, vom Babugan, vom Tschatyr-Dag oder vom Ai-Petri herunterzuschauen?!

Am Fuße der Berge stehen Häuschen, auf den Hängen wachsen Wälder, und auf den Kuppen liegt Schnee. Er liegt im Sommer, dieser Schnee, und natürlich auch im Winter. Die Hänge der Berge hinunter fließen Bäche, und in den Wäldern gibt es Büffel sowie Wildziegen. Außerdem gibt es da noch die sogenannten „Grünen“ . . .

Das heißt, gibt stimmt für die „Grünen“ nicht mehr, sie sind in der letzten Zeit ausgestorben. Unter Wrangel aber gab es sie in den Bergen in Hülle und Fülle . . . Sie „unterstützten“ ihren General in seiner heiligen Mission, „ein einiges und ungeteiltes Rußland“ wiederherzustellen, das „heilige Mütterchen Rußland“!

Das Wichtigste an den Bergen ist für uns arme Sünder die Gebirgsluft. Davon gibt's hier unheimlich viel. Und sie kostet nicht mal was: Nimm sie dir einfach und atme nach Herzenslust . . . Nur ausführen darf man sie nicht.

Obwohl der eine und andre Tourist vom Tschatyr-Dag oder Babugan trotzdem ein Säckchen Luft mitschleppt.

Denn diese Luft ist sauber, leicht und frisch . . .

Einmalig ängstlich freilich sind die Krimberge! Ihre Namen beginnen meistens mit einem „Ai“: Ai-Petri, Ai-Nikola, Ai-Todor, Ai-Ja usw.

Und diese Ängstlichkeit scheint ansteckend zu sein.  
Sehr oft hört man die Teilnehmer einer Gruppe, wenn sie  
in den Bergen herumkraxeln, ausrufen:

„Ai-Gott!“

„Ai-jai-jai!“

Oder auch einfach:

„Oi, haltet mich!“

„Oi, zu Hilfe!“

1924

---

## DAS MEER

Da ist es also – das Meer!

Im konkreten Fall – das Schwarze Meer, was sagen will, daß dieses Meer schwarz ist.

Eben nicht das Weiße, sondern das Schwarze Meer . . .

Es ist so eine Art riesengroße Grube, bis obenhin mit Salzwasser angefüllt.

Die Ränder der Grube heißen Ufer, zum Grund sagt man schlicht und einfach Grund, das Wasser nennt man Wasser, und alles zusammen ergibt dann das Meer . . .

Das Meer ist dazu da, daß ihr es betrachtet und darin badet.

Die letztere Beschäftigung wird unter dem Begriff „Baden im Meer“ zusammengefaßt.

Auf dem Meer fahren auch alle möglichen Schiffe, Dampfer und Panzerkreuzer, doch ziehn sie so weit vom Ufer entfernt dahin, daß ihr sie nicht erreichen könnt.

Ich möchte, eingedenk des weisen Sprichworts: „Erst anfassen, dann glauben!“, nur über jenen Teil des Meeres schreiben, der gewissermaßen mit der Hand zu berühren ist. Bei Betrachtung des Meeres fällt zunächst einmal das Wasser ins Auge . . . Geht ihr näher heran und berührt dieses Wasser mit der Hand, wird euch sofort klar, daß es naß ist . . . Wenn ihr die Hand dann in den Mund steckt, schmeckt's salzig . . .

Soviel zum Wasser . . .

Das Ufer dagegen fühlt sich einfach fest an.

Aus all dem könnt ihr schlußfolgern, daß ihr euch nicht geirrt habt: Ihr habt es mit dem Meer zu tun.

Seid ihr euch aber erst einmal sicher, wirklich das Meer vor euch zu haben, könnt ihr es weiter erkunden.

Es gibt drei Arten von Meer: das stille, das bewegte und das stürmische Meer . . .

In einem stillen Meer hält das Wasser gewissermaßen still. Es wälzt sich träge dahin, plätschert sacht, geradezu faul gegen das Ufer und räkelt sich unter den heißen Sonnenstrahlen.

Das bewegte Meer ist einem Hirten vergleichbar. Es jagt eine riesige Herde weißer Hammel zum Ufer, schreit auf sie ein, treibt sie mit Stockhieben an, wütet, überholt sie hier und da und schleudert sie schließlich zornig, unter Klatschen und Getöse, an Land . . . Sind die Hammel dann ans Ufer gehüpft, tummeln sie sich ein bißchen auf dem Geröll, bedecken es mit ihrem weißen Vlies, reiben sich laut knirschend daran und rollen schließlich, wenn sie ihr schneeweißes Kleid an den runden Ufersteinen zermahlen haben, zurück ins Meer, um zu ertrinken . . . Das Meer aber, erzürnt, daß es keinen einzigen Hammel heil an Land bringen kann, treibt die Herde nun noch erbitterter, noch starrsinniger an.



So geht das zwei, mitunter auch drei Tage lang, bis das Meer letztlich abwinkt: „Eine sinnlose Arbeit!“

Es beruhigt sich, wird wieder zum stillen Meer und plätschert erneut ruhig und verträumt vor sich hin, läßt die Sonnenstrahlen in seinen Wellen baden . . .

Es hat sich genug abgeplagt!

Manchmal allerdings . . . Oje, manchmal gerät es, wenn es die weißen Hammelherden vor sich her treibt, dermaßen in Wut, dermaßen in Rage, daß es wilde Sprünge macht, heult,



tobt. Dann gnade Gott! Dann zeigt es sich uns in seiner dritten Art und Weise – als stürmisches Meer!

Heilige Muttergottes! Die kleinen weißen Hammel werden zu weißen Elefanten (und das nicht etwa, weil das Meer Trinker wäre, nichts da von Wodka) oder wachsen sich zu wahrhaften Bergen aus. Sie stöhnen, überrollen sich, jagen kreuz und quer dahin, donnern tosend gegen das Ufer, wobei sie unter wildem Gelächter das Ufergeröll in die Höhe schleudern, springen weit aufs Festland vor und platzen in einer Wolke unbändiger Spritzer auseinander.

Dann kriegen es alle, die das Meer so zu Gesicht bekommen, mit der Angst zu tun.

Ich freilich hab keine Angst, denn ich hab es noch nie stürmisch gesehen.

Das Meerwasser ist, wie ich bereits anfangs erwähnte, salzig, enthält es doch das sogenannte Glaubersalz.

Will also jemand Fischsuppe mit Meerwasser kochen, braucht er sie nicht zu salzen.

Im Meer leben die unterschiedlichsten Tiere. Ihre herausragendste Eigenschaft besteht darin, daß sie (auf Grund des Glaubersalzes!) niemals an Verstopfung leiden.

Von den Meeresbewohnern, die ich mit eigenen Augen gesehen habe, möchte ich aufzählen: Delphin, Meerbarbe, Flunder, Seepferdchen, Seekuh, Krabbe, Nadelfisch, Qualle . . . Der Delphin ist am besten mit unserem Flußkrebs zu vergleichen, nur ist er hundertmal größer . . . Er unterscheidet sich aber dadurch vom Krebs, daß er weder Scheren noch einen Hals hat . . . Auch hat der Krebs die Augen hinten, der Delphin vorn. Der Körper des Krebses ist mit einer Schale bedeckt, der des Delphins mit einer Haut . . . Die Krebse leben in Höhlen unter Baumwurzeln und in Wasserpflanzen, die Delphine dagegen halten sich unmittelbar an der Meeresoberfläche auf und schlagen, wenn sie im Spiel aus dem Wasser schnellen, hübsche Purzelbäume . . . Der Krebs ernährt sich von Aas, der Delphin von lebendem Fisch . . . Der Krebs wird seinerseits gegessen, der Delphin nicht . . . Der Krebs trägt immer und ewig den Namen

Krebs, während der Delphin wegen seiner Wendigkeit und seines lustigen Wesens „Meeresschwalbe“ genannt wird . . . Zwischen Krebs und Delphin gibt es also einige Unterschiede, doch ähneln sie einander durch eine große Gemeinsamkeit: Sowohl der Krebs als auch der Delphin können schwimmen . . .

Die Meerbarbe ist ein Fisch. Ein richtiger Fisch. Man nennt sie auch Sultanfisch, und das wohl deshalb, weil die türkischen Sultane diese schäbigen Fischchen nie gegessen haben. Die Flunder. Sie ist eine Art Zyklopfisch, denn sie hat nur ein Auge. Sie ist rund wie ein Sieb und schmeckt sehr gut, wenn sie richtig mit Butter zubereitet wird . . .

Das Seepferdchen. Ein kleines, abgeschundenes, unscheinbares Meereswesen mit hochgerecktem Schwanz, ohne Mähne und einer Art Pferdeschnauze. Es wiehert aber nicht und frißt auch keinen Hafer . . . Die Seefische benutzen es zum Reiten, wenn sie einander besuchen.

Die Seekuh. Ein langgestrecktes, braunes kuhähnliches Geschöpf mit großem Kopf und zwei Hörnern. Es muht nicht und wird nicht gemolken . . .

Die Krabbe. Unserem Hecht völlig unähnlich. Sie hat auch keine Ähnlichkeit mit Barsch, Karausche, Schlei und nicht einmal mit dem Plattfisch. Einige Leute sind der Meinung, daß unser Krebs so etwas wie ein Bruder von ihr sei, doch da ich den Krebs schon mit dem Delphin verglichen habe, kann ich ihn nicht gut auch noch mit der Krabbe vergleichen. Das käme ja so heraus, als gäb's im Meer nichts als Krebse. Gewiß, ich leugne nicht, daß auch die Krabbe eine Schale sowie Scheren hat und daß sie unter Steinen wohnt. Dennoch ist sie kein Krebs, sondern eine Krabbe. Ein Krebs ist die eine Sache, eine Krabbe eine ganz andere. Wirklich, da gibt's gewaltige Unterschiede . . . Tüchtig kneifen können sie freilich beide!

Der Nadelfisch. Eine ganz gewöhnliche Zigeunernadel, wie man sie bei uns zum Säckeflicken verwendet. Wird von Meerbarbe und Flunder zum Stopfen von Strümpfen und Leibchen benutzt, wenn sie einander zur Hochzeit besuchen . . .

Die Qualle. Eine Meeressülze . . . Rund wie eine Schüssel,

weiß, verschwommen, glibbrig, kalt und durchsichtig . . .  
Nimmt man sie in die Hand – zergeht sie, läßt man's bleiben – zergeht sie nicht . . .

Über dem Meer kreisen Möwen und Kormorane. Die Möwen sind hell, die Kormorane dunkel. Aber Fische fangen sie beide . . .

Soweit mein mehr oder weniger exakter wissenschaftlicher Exkurs über das Schwarze Meer auf der Grundlage eigener Beobachtungen.

1924

---

## KRIMNACHT

Sobald die Sonne hinter der „Katze“ verschwunden ist, sich ein letztes Mal blinzelnd hinter dem zottigen Rücken dieses Berges versteckt hat – ist es auf der Krim Abend geworden, hellblauer Abend.

Wißt ihr, wie dieser Abend zustande kommt?

Ganz einfach: Zuerst ist ringsum alles klar und hell, dann aber urplötzlich nicht mehr. Er ist da, der Abend . . . Durch und durch hellblau . . . Hat mit einemmal von der Hügelkette herab seinen blauen Schleier über das südliche Krimufer gebreitet. Und dieser blaue Schleier zieht aufs Meer hinaus, weit hinaus aufs Meer, dorthin, wo es mit dem Himmel verschmilzt, wo der Himmel das Meer umarmt und das Meer den Himmel . . . Ein einzigartig blauer Abend . . .

Nach dem Abend aber schleicht sich sacht die Nacht heran. Pirscht sich heran und stößt den Abend ins smaragdgrüne Meer. Selbst jedoch setzt sie sich in den Kiefern, Zedern, Magnolien und Lorbeerbäumen fest. Dort hockt sie dann, die Nacht. Die Krimnacht . . .

Aus dem Meer lugt plötzlich der Mond hervor. Er ist aufgegangen und hat mit großzügiger Hand Goldmünzen übers blaue Wasser verteilt. Diese Goldmünzen rollen nun mit den Wellen zum Ufer, schlagen gegen die Felsen und rollen wieder zu jener Stelle zurück, wo Himmel und Meer sich umschlingen. Dort bleiben sie als blinkende Goldtupfer liegen, wiegen sich lautlos auf den sanften-Wellen.

Krimnacht . . .

Da hockt sie nun, die Krimnacht, und erzählt Legenden . . . Die Zypressen aber lauschen, indem sie die Nacht mit ihrem Duft tränken, mit ihren Zweigen lieblosen und als Begleitmusik zu diesen Worten ganz leise rauschen.

Auch der alte Lorbeerbaum, der seinen Stamm ins duftende Laubwerk gehüllt hat, ist ganz Ohr. Die Nacht bringt ihm seine Herkunft in Erinnerung:

. . . Vor unendlich fernern Zeiten, so vernimmt er, kamen

in finsterner Nacht schreckliche Ungeheuer in Frauengestalt ans Ufer und würgten die Kinder.

Eines Tages beschloß der Herrscher des Festlands, der Zar der Krim, sich mit eigenen Augen davon zu überzeugen. Er fuhr mit einem kleinen Boot ein Stück aufs Meer hinaus und begann abzuwarten. Um Mitternacht umkreisten Seeungeheuer seine Schaluppe. Der Zar war aufs höchste erschrocken. Doch die Ungeheuer verwandelten sich in wunderschöne Najaden und sagten, sie würden ihn zu ihrer Königin bringen, die den Herrscher des Festlands schon seit langem einmal zu Gesicht zu bekommen wünsche . . .

Dann glitt das Boot auf den Meeresgrund, und der Zar befand sich im Unterwasserreich. In einem prächtigen Lorbeerhain erblickte er zwei Throne, die ganz und gar aus Perlen bestanden. Auf dem einen nahm er selbst Platz, auf den anderen setzte sich die Königin der Meerestiefen.

„O weiser Herrscher der Krim“, sagte die Königin, „ich gebe dir jetzt ein Rätsel auf, das mich schon lange Zeit quält. Niemand außer dir kann es lösen.“

„Sprich, Königin.“

„Sag mir doch, weiser Herrscher, wie das später einmal sein wird. Ob Wrangel nach seiner Niederlage je auf die Krim zurückkommt?“

Der Zar lachte spöttisch und erwiderte: „Die Bohne wird er!“ Da stieg die Königin von ihrem Thron herab, riß einen Lorbeerzweig ab, reichte ihn dem Zaren und sagte: „Pflanze diesen Zweig bei dir auf der Erde, du weisester aller Herrscher. Solange in deinem Königreich der Lorbeer blüht und grünt, wird niemand meiner Untergebenen es wagen, einen Fuß in deine geheiligten Gefilde zu setzen . . .“

Die Königin hatte diese Worte kaum ausgesprochen, da befand sich der Zar auch schon, den Lorbeerzweig in der Hand, am heimatlichen Ufer.

Seither wachsen auf der Krim die Lorbeerbäume, und kein einziges Meeresungeheuer taucht mehr aus der Tiefe hoch, um die Kinder zu würgen . . .

Der alte Lorbeerbaum lauscht seiner eigenen Legende . . .  
Ach, Krimnacht, du herrliche Nacht! Wer hat dich bloß er-

dacht?! Und weshalb nur bist du so blau? Und zugleich so klar? Wie kommt es, daß deine Düfte uns so trunken machen?

Ach, Krimnacht! Siehst du denn nicht, was du mit den Leuten anstellst?



„He, ihr Mädchen, fühlt ihr euch einsam?“

„Verschwindet, ihr Angeber!“

Aber nur fünf Minuten, ganze fünf Minuten braucht die Krimnacht, damit die Köpfe derer, die „Verschwindet!“ sagten, auf den Schultern der „Angeber“ liegen . . .

Und die Stimme wird zärtlich . . . Und es zittern die Knie . . . Und das Herz klopft laut . . . Und das Blut siedet . . .

Ach, Krimnacht, du herrliche Nacht!

Welch Laute du doch hast, Krimnacht, und was für Gerüche! Dieses Raunen! Dieses Tosen! Und die Lieder erst! Die Lieder des Südens in einer Nacht, die verzaubert!

Ach du rotes Äpfelchen,  
Rosarotes Licht!

Er, gewiß, er liebte sie,  
Sie ihn aber – nicht!



Sie liebte ihn nicht? Na wenn schon. Das kommt noch.  
Denn hinter einem anderen Strauch, einem anderen Felsen  
hervor tönt es bereits, die nächtliche Stille zerteilend:

Ach warum nur, ach wieso  
War die Nacht so schön . . .

Was sind das bloß für Lieder, diese Lieder des Südens?  
Es sind die Gesänge der Zypressen!

In den Büschen aber raschelt es, in den Büschen wispert es!  
Und ein Schopf mit Schleife preßt sich an einen Schopf ohne  
Schleife, fragt angstvoll: „Was soll nun werden?! Ob auch  
alles gut gegangen ist?“

Auf dem Berg Tschatyr-Dag jedoch schwingt der Dämon  
seine zottigen Flügel . . .

Und während in den Büschen Seufzer des Entzückens laut  
werden:

Ach wie himmlisch ist das alles! . . .

läßt der Dämon sein Hohnlachen hören:

Himmlisch, meint ihr, sei das alles?  
Möglich, daß da nichts passiert ist . . .  
Möglich auch, daß Kindlein kommen . . .

Ach Krimnacht, du herrliche Nacht!

Langsam verlöschst du.

Wie leicht dein Atem geht.

Du füllst dir die Lungen mit Krimluft.

Und leise plätschert das Meer.

Die Lorbeerbäume schweigen . . . Auch die Zypressen  
schweigen.

Die Nacht schläft.

Hinter den Fenstern nichts als schwarze Schatten.

Stille, tiefe Stille . . .

Ach Krimnacht, herrliche Nacht!

1924

---

## DIE KRIMSONNE

Nach der Nacht (dieser herrlichen Krimnacht!) – die Sonne!  
Die Krimsonne, die hinter dem gezackten Rücken des Ai-Petri hervorkommt . . .

Wenn sich die blauschwarze Nacht mit einer Schicht bläulicher Milch überzieht, wenn sie ihren Schleier abwirft, den tiefblauen, und das Meer seinerseits nach ihm greift, ihn in seinen kristallklaren Wellen spült, so daß er dem Kolostrum einer Erstgebärenden vergleichbar wird, wenn es sich diesen Schleier schließlich selbst überwirft, dann ist sie da – die Sonne!

Klammheimlich schleicht sie sich an den Ai-Petri heran, dann aber macht sie einen Satz und klatscht ihm mit ihrem goldenen Besen – hopp! – eins auf den plumpen gezackten Schädel, um danach geschwind Fersengeld zu geben, immer höher hinauf am blauen Firmament . . .

Da mag der Ai-Petri seine zottige graue Mähne noch so schütteln, mit dem gewaltigen Bart noch so wackeln – sein Kinnschmuck löst sich in Fetzen auf, und die Kopfhaare fallen ihm büschelweise aus. Der Wind braucht bloß mal sacht zu pusten – schon steht er kahl da, der alte Ai-Petri; keine Spur mehr von seinem neblig-weißen Vlies.

Die Sonne aber lacht! Und wie sie lacht! Ganz hoch droben. Die Meereswellen stimmen in ihr Lachen ein, die Zypressen lachen gleichfalls, die Lorbeerbäume platzen schier vor Heiterkeit, und auch die Aprikosenbäume, die Weinreben und Mammutbäume zeigen ein belustigtes Lächeln.

Die ganze Krim lacht! Macht sich über den Ai-Petri lustig. Der Ai-Petri aber in seinem Stolz – schließlich ist er höher, älter als sie alle – schweigt.

Soll das Kropfzeug ruhig seinen Spaß haben, denkt er . . . Die Vögel singen, das Käfergetier summt vergnügt, die Pferde wiehern, die Kühe schlagen schneller mit dem Schwanz, der Krimesel, sich verhaspelnd – wenn nicht allzu schrill, so doch scheußlich laut –, fängt zu heulen an . . .

Und zu alldem das Meer, diese silbrig-blaue Steppe mit

ihren weißen und dunklen Wegen. Über diesen Wegen die Möwen, und auf den Wegen die Delphine, die „Meeres-  
schwalben“. Sie tollten umher, schießen Purzelbäume, zertei-  
len das Wasser mit ihren spitzen gegabelten Schwänzen.  
Und nun singt die Krim . . .

Unterdessen steigt die Sonne höher, immer höher.  
Sie spielt . . . Sie flammt in gleißendem Licht und wirft mit  
großzügiger Hand heiße Goldspritzer mal nach vorn, mal  
nach hinten, mal nach rechts, mal nach links . . .

Da erwärmen sich Meer und Berge, und in der trägen Hitze  
rauscht mit ihrem Laubwerk die schwarze Zypresse.

Die Sonne aber klettert höher, noch höher!

Alles Lebendige strebt ihr nach: Der Weinstock greift mit  
seinen saftigen Reben nach ihr, die Zedern recken sich, und  
auch der üppige Mammutbaum streckt die Wipfel zu ihr  
hin; er will sie einholen.

Heiß atmet das Meer; es schickt ihren goldenen Strahlen  
seinen Odem entgegen . . .

Sie aber, die Sonne, noch immer höher!

Aus unerreichbarer Höhe schickt sie ihre glutheiße Kraft  
auf alles Lebende herab, liebkost alles, läßt die Säfte schie-  
ßen, die in Bewegung kommen, in Wallung und Aufruhr  
geraten.

Inmitten dieser Säfte läßt die Natur, wie in einem mütter-  
lichen Schoß, ihre Früchte reifen . . .

Sie sind heiß, diese Säfte . . .

Und die Wärme bringt die Natur zu schnellerem Gebären.  
Man kann direkt zuschaun, wie die Kirschen prall werden,  
die Pflirsiche gelb, die Pflaumen reif . . .

Denn heiß brodeln in ihnen die Säfte . . .

Einzig die Kornelkirsche bleibt hart und tot.

Die Kornelkirsche, die auch „Teufelsbeere“ genannt wird.

Als Allah mit der Erschaffung der Welt fertig war, setzte  
auf der Erde der Frühling ein, und auf den Bäumen des  
Erdenparadieses begannen eine nach der anderen die Knos-  
pen zu sprießen.

Da zog es die Lebewesen zum jungen Grün, und Allah sah ein, daß er Ordnung schaffen müsse. Er rief alle Geschöpfe zu sich und forderte sie auf, einen Baum oder Strauch auszuwählen, an den sie sich bei der Ernährung fortan zu halten hätten.

Der eine bat um dies, der andre um das. Auch der Teufel trug seinen Wunsch vor.

„Nun, hast du gewählt, Teufel?“ fragte Allah.

„Hab ich“, sagte der Böse und kniff listig ein Auge zu.

„Und was hast du dir ausgesucht?“

„Die Kornelkirsche.“

„Die Kornelkirsche? Weshalb denn ausgerechnet die?“

„Ach, einfach so“, sagte der Teufel ausweichend.

Allah lachte. „Ganz wie du willst. Dann nimm sie also.“



Da machte der Teufel einen Freudensprung: Er glaubte die anderen überlistet zu haben. Die Kornelkirsche war als erste von allen erblüht, folglich würde sie auch früher reifen. Die ersten Früchte aber sind immer die teuersten: Er würde seine Beeren für gutes Geld auf dem Basar verkaufen. Für sehr viel Geld, denn er würde der erste sein, der etwas feilbot.

Der Sommer brach an. Nacheinander wurden alle Früchte

reif: Süß- und Sauerkirsche, Aprikose, Pfirsich, Apfel, Birne – nur die Kornelkirsche blieb grün. Hart und grün. Da kratzte sich der Teufel wütend im Nacken: „So reif doch schneller!“

Die Kornelkirsche aber dachte nicht daran.

Da begann der Teufel auf die Beeren zu blasen, daß sie feuerrot wurden. Doch sie blieben nach wie vor hart und sauer.

„Na, wie steht's mit deinen Beeren?“ verspötteten ihn die Menschen.

Der Teufel spuckte wütend aus, und die Kornelkirschen wurden schwarz.

„Dieses elende Zeug!“ fluchte er. „So was bring ich nicht auf den Basar. Das könnt ihr selbst einsammeln.“

Was die Menschen denn auch taten. Als sie alles Obst in den Gärten geerntet hatten, gingen sie in den Wald, sammelten die wohlschmeckenden, süßen, schwarzen Beeren ein und lachten im stillen über den Teufel.

Da hatte sich der Satan ganz schön verrechnet!

Als der Teufel davon erfuhr, geriet er in Zorn und schwor Rache. Er richtete es so ein, daß im darauffolgenden Herbst doppelt soviel Kornelkirschen wuchsen. Damit sie jedoch reiften, mußte die Sonne die zweifache Menge an Wärme zur Erde schicken.

Die Leute aber freuten sich über die reiche Ernte: Sie ahnten nicht, daß der Teufel ihnen eine Falle gestellt hatte.

Die Sonne hatte sich nämlich während des Sommers furchtbar verausgabt. So brach ein harter Winter an, in dessen Verlauf den Menschen in den Gärten alles erfror und sie selbst nur mit Mühe überlebten.

Seither gilt die Regel, daß nach einer reichen Kornelkirschenernte der Winter streng wird. Denn der Teufel ist nachtragend, er versucht sich noch immer an den Menschen dafür zu rächen, daß sie sich seinerzeit über ihn lustig gemacht haben . . .

Alle Lebewesen nehmen sich etwas von dem goldenen, lebenspendenden Feuer der Sonne.

Sie aber ist großzügig, verteilt ihre Glut, wie der Recke aus dem Märchen, mit vollen Händen . . . Und sie lacht dabei . . .

Auch die Menschen läßt die Krimsonne nicht aus . . .

Mit ihren Goldwimpern bedeckt sie die weißen, blutlosen Körper der Leute, schlägt die Haken ihrer gleißenden Pfeile in sie, belebt sie, gibt ihnen Farbe.

Wie zärtlich doch ihr Streicheln ist. Allerdings nur bei den Vorsichtigen. Mit den Unvorsichtigen dagegen treibt sie ihre Scherze. Bisweilen sogar recht üble Scherze.

Wenn sie unter ihrem himmelblauen Federbett hervor einen Bruder Leichtsinn erspäht, schleicht sie sich sacht an ihn heran, liebkost ihn, streichelt ihn und lullt ihn ein – um ihm dann unbemerkt mit ihrem goldenen Lachen die Haut von Stirn, Nase und Hals zu ziehn. Ganze Fetzen zieht sie ihm vom Leibe. Zuerst verwöhnt sie ihn, dann bedeckt sie ihn mit roter Farbe und Blasen. Bis sie ihn schließlich zum Frösteln bringt.

So daß er seinen Leichtsinn bereut, zu stöhnen und ächzen anfängt, sich kratzt, sich windet und jammert.

Sie aber, die Sonne, lacht!

Die goldene Krimsonne!

1924

---

## DIE „JUNGFRAU“ UND DER „MÖNCH“

(*Legende*)

Hört die Legende von der Najade, der wunderschönen Meerjungfrau, und dem asketischen Mönch, der als rauher Einsiedler in den Bergen lebte . . .

Eine Legende, alt wie unsere Welt, eine Legende, geboren von den Bergen, die in den Himmel ragen, gewärmt von der südlichen Sonne, umspült vom kristallklaren Meerwasser . . .

Eine Legende vom Leben der schönen Jungfrau mit den blauen Augen auf dem Grund des Meeres, des Pontischen Meeres . . . Seidiges Haar hatte die Nixe, eine flötengleiche Stimme, einen Schwanenhals . . . Sie badete im Meer, tollte in den Wellen . . . Ihr Lachen war glöckchenhell, ihr Plätschern glich dem eines kleinen Ruders . . . Mal tauchte sie unter, mal schnellte sie wieder empor, ergötzte sich am Flug der Möwen, bot ihren Körper der Sonne dar . . . Mit einem Wort: Sie ließ sich's wohl ergehen.

Sie lebte gut, sie lebte fröhlich, ganz wie ein „arbeitsscheues Element“ . . .

In den steinigen Bergen aber, den rauhen Bergen, lebte in einer tiefen und dunklen Höhle dicht unter den Schneegipfeln ein Mönch . . . Ein finsterner Mönch, ein asketischer, hagerer Einsiedler . . . Ein Mönch von festem Sinn, unerschütterlichem Glauben und stählernem Willen . . . Mit einem Wort: ein Mönch, der sich geschworen hatte, ein Leben lang „jungfräulich“ zu bleiben. Hundertprozentig – ihr wißt, was ich meine . . .

Im blauen Meer aber, im Pontischen Meer, badete und tollte die Jungfrau – Seidenhaar, flötengleiche Stimme, Schwanenhals und so fort . . . Ihr Lachen war glöckchenhell, ihr Plätschern glich dem eines kleinen Ruders . . .

Die Jungfrau im Meer. Der Mönch in den Bergen.

Die Jungfrau – das Leben. Der Mönch – der Tod.

Eines Tages nun kam der finstere Mönch zum Meer . . .

Kam zu ihm, um aus seinen geweihten Augen einen Blick

auf die Fluten zu werfen, kam, um den Herrn und Schöpfer zu rühmen . . .

Im blauen Meer aber, dem Pontischen Meer, badete und tollte die Jungfrau . . .

Ihr versteht mich: Es hielt ihn nicht mehr, den finsternen Mönch! Den Mönch mit dem festen Sinn, dem unerschütterlichen Glauben, dem stählernen Willen.

Er schnaubte wie ein Percheron, unser Mönch, und stürmte mit geraffter Kutte geradenwegs auf die Jungfrau los . . .

Die Jungfrau jagte durchs Meer, der Mönch stürmte hinter ihr her . . . Der liebe Gott aber sagte, vom Himmel herab, rügend: „Ai-jai-jai! Wo zieht's dich bloß hin, Gottesknecht?“

Da trat der Mönch der Jungfrau vor Schreck auf das seidige Haar und – wurde zu Stein.

Da schnellte die schöne Jungfrau mit ihrem geschmeidigen Leib aus dem Wasser, streckte sich, den prächtigen Kopf weit zurückgebogen, und – wurde gleichfalls zu Stein.

Seither stehen zwei Felsen im Meer nahe Simeïs – die „Jungfrau“ und der „Mönch“.

Umspült von smaragdnen Wellen, liebkost vom Wind, eingehüllt in Nebelschleier.

Am seidigen Haar der Nixe aufwärts aber erklimmen Menschen – arme Sünder – die schöne „Jungfrau“ und erfreuen sich am Meer, den Bergen, der Landschaft.

Und schreiben auf die weiße Stirn der Najade: „An dieser Stelle küßten sich Schura und Mura . . .“ Oder: „Hier war Kolja, der Rotschopf aus Charkow.“

Doch von alldem merkt die Jungfrau nichts; sie steht da, ihre weiße Brust dem weiten Meer zugewandt.

Der „Mönch“ hinter ihr aber hält den Kopf schamhaft geneigt und die geweihten Hände auf dem sündigen Leib verschränkt . . .

Und das Meer plätschert, flüstert, grollt, tost . . .

Die Moral der Geschichte?

Jungfrauen, führt nicht die Mönche in Versuchung! Laßt es bleiben, sonst jagen sie unweigerlich hinter euch her . . . Treten euch in ihrer Tolpatschigkeit aufs Haar. Ja, wenn es





wenigstens künstlich wäre (eine Perücke) und ihr euch losreißen könntet . . . So aber werdet ihr erstarrt dastehn und eure weiße Brust im Meer baden.

Während man auf eure Stirn schreiben wird: „Hier oben pfiß sich Wanka aus Panassowka eins.“

Ihr aber, Mönche, stürmt nicht hinter den schönen Jungfrauen her! Kasteit euch! Andernfalls müßt ihr, zu Stein geworden, den Kopf schamhaft geneigt, hinter ihnen stehn . . . Gott sieht alles!

Denn: Wie heißt es doch gleich in der Bibel? – „Hast du dich aber Gott geweiht, so lebe auch danach . . .“

Oder anders ausgedrückt: Galoppiert nicht wie ein Percheron hinter den Mädchen her!

1924

---

## ZU FUSS NACH JALTA

„Wie weit es bis Jalta ist? Na, so an die zwölf Werst! Immer am Strand lang bis zu dem kleinen Kiosk, dann biegt rechts ein Pfad ab, schlängelt sich zwischen Weinbergen hoch . . . Diesen Pfad müßt ihr bis zur Chaussee nehmen, und wenn ihr auf der immer geradeaus geht, kommt ihr direkt nach Jalta . . . Ist gar nicht weit . . . Unterwegs stoßt ihr auf den Nikitin-Park. Wenn ihr den erreicht habt, könnt ihr Jalta schon seh'n . . . In zwei Stunden seid ihr dort, noch vor abend . . .“ Na, dann mal los!

Ein letzter Blick noch auf den Park von Gursuf, in dem sich einst Puschkin erholte, auf das Haus General Rajewskis, bei dem er gewohnt hat, und auf den Aju-Dag, bevor wir aufbrechen! Immer am Strand lang und dann den Pfad zwischen den Weinbergen hoch. Nur wacker voran!

Wir setzten uns also in Marsch . . .

Wenn wir geradeaus schauten, hatten wir die Straße vor uns, und das ging noch an . . . Hoben wir den Blick jedoch zum Himmel, dann war da die Sonne, und das ging nicht mehr an . . . Oh, wenn ihr wüßtet, wie sie sengt! Wie sie besonders dann sengt, wenn ihr zwölf Werst (Krimwerst, wohlgemerkt!) zu Fuß zurücklegen müßt, nachdem ihr zuvor die verschiedensten Berge erklommen, Puschkins Platane ausfindig gemacht und sein Haus aufgesucht habt. Nachdem ihr durch sämtliche Gäßchen Gursufs geirrt seid, weil ihr eine subtropische Schindmähre suchtet, die euch – und wäre sie noch so klapprig – nach Jalta bringen könnte.

Oh, wie sie sengt! Der Kopf schwillt, die Zunge hängt aus dem Mund . . .

Und die Beine? Als bewegten sie sich auf eingerosteten Scharnieren. Sie dröhnen, knarren und wollen einfach nicht mehr. Keinen Schritt weiter wollen sie . . .

Nur zu, immer voran! Zu Fuß, das merkt euch, ist's wirklich günstiger. Da kriegt ihr wenigstens was mit! Beim Fahren geht alles viel zu schnell – ihr bekommt nicht halb soviel zu sehen. Zu Fuß könnt ihr stehenbleiben, euch hin-

setzen und alles in Ruhe überschaun . . . Und so weit ist es ja nun auch wieder nicht! Was sind schon zwölf Werst! Zwei Stunden Weg . . . Das wär doch gelacht . . .  
Na dann mal vorwärts!

So laufen wir . . . laufen . . . laufen . . .

Und alles ist so schön überschaubar. Hier mal stehengeblieben, dort mal kurz hingeworfen . . . Zwölf Werst – ein Pappenstiel, sagt ihr?

„Guten Tag!“

„Guten Tag!“

„Wie weit ist es bis Jalta?“

„So an die fünfzehn Werst, vielleicht auch mehr.“

„Und bis Gursuf?“

„Etwa fünf Werst.“

Da haben wir die Bescherung! Feine Arithmetik: zwölf Werst minus fünf gleich fünfzehn! Wir trotten weiter.

Und das Schöne daran – wir bewegen uns nicht auf gewöhnlichen Pfaden, wo es hier ein Roggen- und dort ein Buchweizenfeld gibt. Nein, hier ein Weinberg, dort ein Weinberg und ringsum Exotik. Vor uns Exotik, hinter uns Exotik, über uns Exotik . . . Hinderlich ist nur eins: unsere flachlandgewohnten Beine. Hätten wir vier „Bergbeine“, die einer Bergziege zum Beispiel, und würden uns dazu noch drei Jagdhunde nebst einem treffsicheren Schützen im Nacken sitzen, wir würden diese „zwölf Werst“ in einer halben Stunde bewältigen . . .

So dagegen geht alles langsamer vonstatten. Ziemlich langsam sogar, aber dafür feucht. Zunächst geratet ihr in Schweiß, dann beginnt ihr zu schäumen . . . Zwischendurch trocknet ihr wieder – und seid erneut klatschnaß. Euer Hals wird lang und länger, euer Blick ist starr zu Boden gerichtet (um ja nichts zu verpassen), und ihr hechelt wie seinerzeit der Hund Rjabko, der am Tag des Erlösers die vierzig Werst bis zur Gebietsstadt hinter seinem Herrchen herlief, nur um vor dem Lebensmittelladen den „genossenschaftlichen“ Köter anzuklaffen . . .

„Hört mal, ihr Mädchen, wie weit ist es noch bis Jalta?“

„Ungefähr zwölf Werst!“

„Und nach Gursuf?“

„Zehn.“

„Also nein, Kinder, wir müssen die falsche Richtung erwischt haben! Hol's der Teufel, wenn das so weitergeht, sind's in vier Stunden vierzig Werst bis Jalta!“

Oh, diese Krim-Werst! Eine Werst bei uns und eine auf der Krim – das ist wie Himmel und Erde! Was macht es uns beispielsweise aus, zum abendlichen Schwatz von Budy nach Wjasewo zu laufen? Das ist ein Pappenstiel! Andert-halb Werst. Man legt sie im Galopp zurück und singt noch dabei. Und hat man sie hinter sich, diese anderthalb Werst, könnte man noch endlos weiterlaufen.



Bei uns im Flachland ist eine Werst immer eine Werst: ob im Gebiet von Poltawa, Kiew oder Charkow.

Hier aber ist das keineswegs der Fall. Hier ist eine Werst, bergauf zurückgelegt, ungefähr so lang wie der Weg von Charkow nach Ljubotin.

Geht's jedoch bergab, so ist es umgekehrt: Sie wird ganz kurz, diese Werst. Zur winzigen Strecke wird sie, dafür aber rasend schnell. Das Ergebnis freilich ist in beiden Fällen das gleiche: Nach einer Werst bergauf ist man

schweißgebadet, und die Zunge hängt aus dem Mund; nach einer Werst bergab hat man sich blutig geschunden, und die Zunge hängt ebenfalls aus dem Mund . . .

Man kann's drehen und wenden, wenden und drehen, wie man will. Der ganze Spaß aber nennt sich dann: „Wanderung durch die Südliche Krim, mit dem Ziel, sich an der herrlichen Natur zu erbauen, an der majestätischen Landschaft und den zauberhaften Horizonten . . .“

Man kann es natürlich auch Exkursion nennen. Doch wird weder euch noch mir leichter davon.

Und da ist nun endlich der Nikitin-Park. Der berühmte botanische Garten, den man in ganz Europa kennt.

Darin wachsen und blühen Dinge, die euch Mund und Nase aufsperrn ließen, hättet ihr die Kraft dazu bzw. Beine, die euch nicht dauernd wegknickten.

Da gibt's die „babylonische Weide“, die verschiedensten Kakteen, eine Aloe, die am Boden wächst, japanischen Ahorn, den berühmten Buchsbaum, japanischen Bambus . . . Einen ganzen Wald Korkeiche . . . Reiß dir, wenn du willst, ein Stück Rinde ab und stopf damit zu, was dir zustopfenswert erscheint . . .

Auch spanisches Schilfrohr gibt es und Papyrus, das die alten Ägypter als Papier benutzten. Einen Kirschlorbeerbaum ebenso wie eine Seidenakazie, Himalajazedern, afrikanische Zedern, libanesishe Zedern . . . Myrten, Olivenbäume, japanische Dattelpflaumenbäume . . . Im Zentrum des Parkes reckt sich ein tausendjähriger Terpentibaum . . . Und schließlich wächst hier das berühmte Pampagras . . . Ein Gras ist das, sag ich euch: ein einzelner Halm so lang wie der Hosengürtel eines ausgewachsenen Mannes . . .

Dieses Gras wird von Bisons gefressen . . . Ein Bison ist unserm Kalb vergleichbar, nur ist er hundertmal größer.

Das Pampagras wächst in riesigen Büschen . . . Wenn man sich hinter solch einen Busch setzt und wie ein Bison losbrüllt, kann man sich der Illusion hingeben, daß die südamerikanische Pampa vor einem liegt . . .

Ein hübscher kleiner Garten, in dem immer Ordnung

herrscht. Die Gewächse werden gepflegt, gegossen und umgegraben. Ein Gärtchen von immerhin 90 Desjatinen.

Vom Nikitin-Park aus marschieret ihr – diesmal freilich ohne zu fragen, wieviel Werst es noch sind – nach Jalta . . . Ihr schreitet einfach aus, und basta. Ihr pfeift auf eure schmerzenden Füße, das Kreuz und alles andere . . . Wenn schon wandern, dann richtig!

Kein Grund, die Zähne zu fletschen!

Und dann endlich – Gott sei's gedankt – ein LKW! Ein Wagen, der nach Jalta zurückfährt . . .

Wir wurden aufgenommen . . . Wir fuhren . . .

Ihr seid noch nie im Wagen eine Krimchaussee entlanggefahren? Das kann ich euch nur empfehlen.

Bloß setzt euch möglichst nicht in ein Auto, dessen Fahrer, Beifahrer und Fahrdienstleiter aus Jalta aufgebrochen waren, um tüchtig akzisenfreien Wein zu genießen.

Denn das ist ein phänomenales Gefühl!!

Die Chaussee schlängelt sich über dem Abgrund dahin, nichts als Kurven und Windungen – im Kopf des Fahrers verhält es sich anscheinend ähnlich!

Der Motor beginnt Sperenzchen zu machen . . .

Der Fahrer: „Der Teufel soll mich holen, wenn ich euch nicht wie auf Flügeln ans Ziel bringe! Bin doch hier schon vor dem Krieg an die zehn Jahre mit dem Auto entlanggebraust!“

Und auf was für Flügeln er euch ans Ziel bringt . . .

Der Motor: Rram-tam-tam! Wir stehen.

„Verdammters hundsfüttischer Mist!“

Der Schaden ist behoben; ihr braust erneut dahin . . . Überholt einen Trupp, der ebenfalls losgezogen war, sich akzisenfreien Wein hinter die Binde zu kippen. Kompanie in schräger Lage, selbst auf der Geraden.

„Steigt ein, Jungs, laßt euch mit dem Wagen bringen!“

„Los, los, tritt aufs Gaspedal!“

Ihr saust weiter . . .

Der Motor: Rram-tam-tam!

Wir stehen.

„Verdammter hundsföttischer Mist!“

Nun werdet ihr von dem Trupp überholt.

„Steigt aus, Jungs, und spannt ein Pferd vor!“

Der Fahrer und der Fahrdienstleiter geraten sich in die Wolle . . . Letzterer will ans Lenkrad, der Fahrer läßt ihn nicht. Der Wagen rast auf vollen Touren im Zickzack dahin . . . Gleich neben euch der Abgrund . . .

Ihr krallt die Finger ins Wagenpolster und jammert leise:

„Leb wohl, Söhnchen! Dein Vater hat sich den Schädel eingerannt, als er in der Südlichen Krim wanderte . . . Am Körper deines Vaters nagen Meereskrabben, ganz in der Nähe des exotischen Massandra, am Ufer des herrlichen Schwarzen Meeres. Wenn du einmal groß bist, Söhnchen, setz dich nie in ein Auto, hörst du, Söhnchen, geh immer schön zu Fuß . . . Nicht von ungefähr hat deine Großmutter – Gott hab sie selig! – immer gesagt: ‚Wer zu Fuß geht, kommt schneller ans Ziel . . .‘“

Der Wagen heult geradezu.

Der Fahrer wehrt den Fahrdienstleiter ab, drängt ihn beiseite, schreit: „Ich? Ich soll klein begeben?“

Der Wagen aber vollführt wahre Sprünge, er jault . . .

Und mit ihm springen und jaulen in eurem Innern Leber, Zähne und sonstige Körperteile.

„O Allah! O Mohammed! O heiliger Pantelejmon! Weshalb nur haben euch während der Revolution die Motten gefressen! Ihr allein seid imstande, uns zu retten! . . .“

Wir halten. Jalta. Uff!

„Na, wie war’s?“

„Vielen Dank! Sie haben uns hervorragend gefahren!“

„Bin ja auch ein alter Hase . . . Schon vor der Revolution bin ich hier rumgesaust . . .“

„Das merkt man . . .“

Und dann liegt ihr in einem südlichen Hotel, in einem südlichen Bett und stöhnt in der Art des Südens.

Zu Fuß . . . zu Fuß nach Jalta.



---

## SIMFEROPOL – JALTA

(Reiseindrücke)

Nun habt ihr also Perekop hinter euch gebracht und dampft weiter nach Simferopol . . .

Bis dorthin bietet die Halbinsel nichts Besonderes, weshalb ihr die Fahrt schlafend zubringt und friedlich schnarchend beim Rattern des Pullmanwagens. Hinter Simferopol jedoch fängt die Krim dann wirklich an mit ihren wundersamen Reizen und reizvollen Wundern, und jeder noch so knapp gefaßte Baedeker empfiehlt den Besuchern, ganz gleich, ob es nun Touristen der gehobenen Kategorie oder einfache Sterbliche sind, von jetzt ab ganz Auge zu sein. Hier nämlich, in Simferopol, beginne alles erst . . .

Simferopol ist das Zentrum der Krim, ihre Kapitale. Es ist eine sehr alte Stadt: Ausgrabungen innerhalb und außerhalb seiner Mauern beweisen, daß sich an diesem Ort noch vor Christi Geburt die griechische Siedlung Neapolis befunden hat, in der der Skythenkönig Skilur regierte.

Ob dieser Skythenkönig nun lange oder weniger lange dort herrschte, ist durch ihr Graben noch nicht zutage gekommen, bekannt ist lediglich, daß rund zweiundzwanzig Jahrhunderte später nicht mehr der König in Simferopol regierte, sondern Wrangel; dieser freilich – wie die Krimlegenden erzählen – nicht allzu lange. Er verschwand recht schnell in Richtung Konstantinopel, und das so „gründlich“, daß keinerlei Ausgrabungen ihn zutage fördern können.

Simferopol erstaunt den Besucher durch seine antiken Bauten, die Denkmäler aus grauester Vorzeit und seine herrliche Umgebung, über die man schreiben, schreiben und nochmals schreiben könnte . . . Da ihr aber Simferopol ungeachtet seiner Altehrwürdigkeit verschlafen habt, werdet ihr auch nichts darüber zu schreiben wissen . . .

Weiter geht es nach Bachtschissarai, der Residenz der ehemaligen Krim-Chane, mit seinem berühmten Schloß, das der letzte der Krim-Herrscher errichten ließ, und seiner nicht minder berühmten Fontäne.

Habt ihr auch Bachtschissarai verschlafen, nähert ihr euch Sewastopol, dem Endpunkt eurer Eisenbahnreise . . .

„Na los, Mann, aufwachen!“

„Kommt schon Simferopol?“

„Nein, Sewastopol.“

„Ja aber Simferopol? Bachtschissarai?“

„Längst vorbei.“

„Ach du Jammer! Diese herrlichen historischen Stätten! Wie ist denn das bloß möglich?!“

„Sie haben's verschlafen.“

„Nein so was!“

Sewastopol ist eine Hafenstadt. Kaum habt ihr kurz die berühmte Bucht von Sewastopol aufblitzen sehn – werdet ihr schon in den Autobus verfrachtet, der euch nach Jalta bringen soll . . .

Ihr dreht und windet euch, um wenigstens einen Zipfel der Bucht, des Kais mit dem Blick zu erhaschen, doch rechts von euch sitzt milchbrötchenweiß-üppig eine Dame und mäkelt unter ihrem Tüllschleier hervor: „Was gibt's denn da so Interessantes! Windet sich wie am Spieß und rempelt mich dauernd an! Eine Bucht, na und? Das Meer, na und! Ist doch noch lange kein Grund, mich anzurempeln!“ Der Bus setzt sich in Bewegung . . .

Ihr fahrt jene herrliche Straße entlang, die sich in einer Länge von zweiundachtzig Werst von Sewastopol nach Jalta hinzieht.

Nun seid ihr aus der Stadt heraus . . . Der Bus, seine Freiheit witternd, jagt jetzt schneller dahin, braust mit euch jenem Ort entgegen, wo in nebliger Ferne graue Felsriesen emporwachsen . . . Der Morgen ist hell und ganz still . . .

Gewiegt von der Schaukelei, hingerissen vom Anblick des sich in beeindruckenden Konturen abzeichnenden Gebirgsmassivs, von der klaren Luft, den Sonnenstrahlen, dem Wasser, den Gräsern und allem, was Mütterchen Krim sonst noch an Bezauberndem zu bieten hat, sitzt ihr mit offenen Augen und Ohren da . . .

Ihr seid ganz Blick und Gehör – ein Sinnbild der Konzentration. Habt ihr doch gelesen und gesagt bekommen, daß

der Weg von Sewastopol nach Jalta voll schöner Überraschungen für Auge und Ohr sei.

Stille ringsum . . . doch dann plötzlich: „R-rrums!“

Die Überraschung fürs Ohr!

Ihr schickt euren durchdringenden Blick umgehend himmelwärts, empor zu den grauen Gebirgsriesen . . . Erwacht da vielleicht ein erloschener Vulkan zum Leben? Stürzt ein Fels, Millionen Pud schwer, ins Meer, alles Lebendige und Nichtlebendige auf seinem Weg vernichtend?

Ist es vielleicht? . . .

„Elender verdammter Mist!“ flucht da der Chauffeur. „Ich hab gleich gesagt, er muß geflickt werden! Aber sie haben ja nicht auf mich gehört, die Halunken!“

Reifenpanne!

Diese Überraschung fürs Ohr wird in der Folge zu einer fürs Auge, den Magen und letztlich sogar für die Beine . . .

„Aussteigen, Herrschaften!“

Die „Herrschaften“ folgen der Anweisung . . . Sie stehen um den Bus herum und bemühen sich herauszufinden, worin dieser „elende verdammte Mist“, dem sie ihren Aufenthalt verdanken, nun ganz konkret besteht (die Überraschung fürs Auge).

Dann setzen sie sich am Straßenrand ins Gras, fördern ihre Stullenpakete zutage und verputzen, was davon übriggeblieben ist (die Überraschung für den Magen). Im Anschluß daran machen sich einige ans Blumenpflücken entlang der Landstraße (die Überraschung für die Beine!), andere legen sich rücklings ins Gras und summen ein Liedchen vor sich hin, das ihnen dem Augenblick und der Stimmung angemessen scheint, etwa:

„Auf dem Weg ein schwarzer Käfer  
auf dem Weg ein Käfer . . .“

Die Panne ist behoben – es geht weiter.

Die Straße führt bergan, unentwegt bergan . . .

Was ihr auf solch einer Straße zu sehen kriegt? Nein, nicht doch auf der Straße selbst, sondern zu beiden Seiten oder auch irgendwo oben?

Reinweg gar nichts, denn rechts von euch sitzt die milchbrötchenweiß-üppige Dame aus Moskau, die den Ausblick versperrt: Selbst wenn ihr achtzehn Augen hättet, ihr würdet nichts sehen, so dick und breit, wie die ist.

Links von euch aber hat ein junger, offenbar lichtempfindlicher Mann den Sonnenschutz vorgezogen . . . Da versuche mal einer, was mitzubekommen!

Bleibt nur noch der Ausblick nach vorn und nach oben . . .



In der Höhe vor euch jedoch türmen sich gewaltig die grauen Recken!

Was es nun wirklich auf der Straße von Sewastopol nach Jalta zu sehen gibt, wollt ihr wissen? Auf jenem Teil, wo sie zum Baidarsker Tor emporsteigt?

Eine ganze Menge!

Etwa vier Werst von Sewastopol entfernt, zweigt ein Weg ab, der zum Jurjew-Kloster führt. Sechs Werst hinter der Stadt liegt nahe der Chaussee ein Friedhof, auf dem französische Soldaten und Offiziere aus dem Krieg 1854–55 begraben sind. Ein Stück weiter weg befindet sich das Landhaus „Alpha“, das den Franzosen während der Belagerung Sewastopols im Jahre 1854 als Stabsquartier diente . . .

Wieder ein Stück weiter kreuzt die Straße das Tal von Kutschuk-Muskumsk, um danach einen Satz in das hübsche Baidarsker Tal zu machen, das sich in einer Länge von sechzehn Werst und einer Breite von acht bis zehn Werst ins Land schmiegt . . . In dieses Tal liegt das Dorf Baidary eingebettet, von wo aus es noch vier Werst bis zu dem berühmten Baidarsker Tor sind, das im Jahre 1848 zweihundertdreiundvierzig Klafter über dem Meeresspiegel errichtet wurde.

Der Gebirgspaß ist überquert – es geht wieder bergab! Hinunter zum südlichen Krimufer!

Selbstverständlich ist am Baidarsker Tor eine Rast vorgesehen. Hier gibt es eine „Restauration“, wo man etwas zu essen bekommt, sofern man das wünscht. Wollt ihr, so bekommt ihr was, habt ihr's dann aber, wollt ihr's eigentlich nicht mehr. Das freilich steht mit Geographie und Ethnographie dieses Landstrichs in keinerlei Zusammenhang!

Wem also danach ist, der verzehrt etwas, wem nicht, der läßt es bleiben: Das Meer liegt so oder so hinter dem Baidarsker Tor!

Ihr habt das Tor kaum passiert, ertönt es schon von überallher: „Ach!“

Einzig der Fahrer gibt kein „Ach!“ von sich, sondern sagt, mit einem scheelen Blick auf den Beifahrer: „Ach-tung!“

Denn die von Pfählen gesäumte Straße hat wild zu kreisen begonnen: Als weißer Aal windet sie sich unterhalb der hohen Felsen dahin, bildet verschlungene Schleifen, Knoten, Achten . . . Zeigt mal hier, mal dort kurz ihren Rücken, um gleich darauf wieder unter einem Felsen zu verschwinden, hinter ihm sich an eine Steilwand heranzupirschen oder von ihr weg in die Tiefe zu stürzen und wieder aufwärts zu klettern.

Ein Stück gefahren, und Schluß – vor uns gähnende Tiefe . . . Dann geht's weiter, die Straße macht einen Satz nach links, aber da – wieder ein Abgrund. Sie macht einen Satz nach rechts, bringt zehn Klafter hinter sich und ist – schwupp – an einer Steilwand vorbeigehuscht, hinter einem Felsen verschwunden . . . Und unten liegt das Meer! So

weit das Auge reicht, nichts als Meer! Es ist von einem Nebelschleier überzogen und glänzt nur unmittelbar am Ufer silbrig . . . Es lockt mit seinen unbekanntem Weiten und flößt mit seiner Unendlichkeit Angst ein . . .

Schwarzes Meer . . . Blaues Meer . . . Pontisches Meer . . .

Es umspült die roten Ufer, dieses Schwarze Meer, ohne daß sie dunkel davon würden . . .

Hoch über ihm aber, bis zu ihm hinabreichend und sogar ins Wasser tauchend, schmiegen sich in seine Ufer: Tesseli, Phoros, Mschatka, Ai-Jury, Melas, Limneis, Muchalatka, Kastropol, Kikineis . . .

Erheben sich . . . Simeis, Alupka, Mischor, Gaspra, Ai-Todor, das Schwalbennest, Oreanda, Liwadija, Jalta . . .

Unten umspült sie das Meer, oben werden sie von den Bergen umschlossen, von den mächtigen, jahrhundertalten Felsen . . .

Und stolz erhebt über ihnen der Ai-Petri sein gezacktes Haupt . . .

1924

---

## DIE PFERDE VON BERLIN

In Berlin gibt es noch allerhand Pferde, nur werden sie von Untergrund- und Hochbahn, von Bussen, Straßenbahnen und Autos allseitig so bedrängt, daß sie sich auf Dauer wohl kaum behaupten dürften.

Nicht mehr lange, dann werden die Reiseleiter bei Rundgängen durch den Tiergarten die Touristen auf ein braungeschecktes Tier hinweisen und erklären:

„Das hier ist das Pferd, lateinischer Name ‚equus‘! Ein Lebewesen, das früher in Berlin sehr verbreitet war, heute aber nur noch in einem einzigen Exemplar existiert, und leider nicht einmal ohne Makel: Es hat krumme Beine . . .“

Die Existenz der Berliner Pferde ist vor allem durchs Bier gesichert.

Das beruht entweder auf Tradition oder auf der Tatsache, daß dieses Getränk sacht transportiert werden muß, damit es nicht überschwappt. Fakt ist jedenfalls, daß es von Pferden ausgefahren wird. Von gewaltig großen, kurzschwänzigen „equi“, die ohne jede Eile ein mit Bier beladenes Fuhrwerk imposanten Ausmaßes hinter sich her schleifen.

Die Pferde sind unwahrscheinlich herausgefüttert: Ganz offensichtlich saufen sie das Bier auch.

Am verwunderlichsten aber ist: Sie haben so gut wie keinen Schwanz. Nicht daß man ihnen den abgeschnitten hätte, nein, ihnen ist regelrecht anzusehen, daß sie gleich ohne Schwänze auf die Welt kommen.

Die Berliner Pferde sind im Begriff hinwegzuschumpfen, was beim Schwanz anfängt, so daß die Ärmsten nichts haben, womit sie vor ihrem Tod die Fliegen verscheuchen könnten.

Und noch eins stimmt einen in Berlin traurig – das Schicksal der Droschkenkutscher. Es gibt von dieser Gattung nur noch wenige: Das Auto verdrängt sie.

Die Droschkenkutscher sind meist sehr alt, genau wie ihre Pferde. Doch ihre Fahrgäste haben sie noch. Es sind Fahrgäste, nicht jünger als Kutscher und Pferde.

Bei diesen Passagieren handelt es sich um Leute, die Angst vor Autos haben oder wenigstens keine Sympathie für sie. Deswegen akzeptieren sie die Kraftwagen nicht. Sie benutzen demonstrativ Pferdegespanne.

Ihr solltet mal einen Berliner Droschkenkutscher beobachten, wenn er in gemächlichen Trab durch die Straßen seiner Stadt zockelt! In diesem Gewimmel von Technik stellt er ein phantastisch-irres Gebilde aus mittelalterlicher Zeit dar. Ein kleines Pferdchen, traurig wie „Mariä Himmelfahrt“, schleppt ein riesiges Gefährt hinter sich her, jenen vergleichbar, die unsere Gutsbesitzer früher als Sechsspänner benutzten.

Auf dem hohen Bock aber thront der *Kutscher*, genauso traurig, zugleich jedoch erbot und alt nach Jahren wie Aussehen.

Er ist in Zylinder und Livree.

Neben ihm ragt wie ein Antennenmast die Peitsche aus der für sie vorgesehenen Öffnung.

So trabt er dahin.

Wieviel Verachtung, wieviel Geringschätzung liegt doch in seinem Blick, wenn er mit den Augen diesen endlosen, siedenden und brodelnden Autostrom auffädelt!

Man hat den Eindruck, er wollte jede Sekunde von seinem Bock herunterspringen und zornentbrannt nach der ellenlangen Peitsche greifen, um all diese Benz, Opel, Dixies, Ford usw. kurz und klein zu schlagen!

Er wollte voll solcher Wut mit der Peitsche losprügeln, daß das Glas splitternd in alle Richtungen fliegt; er wollte ihre luxuriösen Polster aufschlitzen und mit seinen gewaltigen, holzbesohlenen Schuhen ihre Zündkerzen zertrampeln.

So groß ist sein Haß auf sie!

Wenn hinter ihm in ungeduldiger Hast ein Benz hupt, gibt er vor, ihn gar nicht zu beachten.

Er hört ihn nicht! Er wünscht ihn nicht zu hören!

Er gibt ihm den Weg nicht frei!

Und nur seine isabellfarbenen Augen schießen Blitze.

Doch welch ein Schmerz, welch ohnmächtiger Zorn liegt in diesen Blitzen!



Ist er doch außerstande, etwas gegen das Auto zu unternehmen, dem ohrenbetäubenden, unablässigen und fordernden Gedröhn dieses ihm verhaßten Motors Einhalt zu gebieten.

Eines Motors, der hundertmal stärker ist als sein Brauner, sein Rappe oder Apfelschimmel.

Darum ist er so zornig und traurig zugleich.

Kürzlich kam es zum Schwanengesang des sogenannten „Eisernen Gustav“, des ältesten der Berliner Kutscher – mehr als ein halbes Jahrhundert hatte er auf dem Bock zugebracht.

Als er seine letzte Fahrt durch die Stadt machte, tat er das nicht wie gewöhnlich, sondern ganz feierlich und mit viel Pomp.

Von Wannsee aus, einem Berliner Vorort, trabte er direkt bis Paris!

Das wurde geradezu ein nationales Fest!

Man gab ihm ein beinahe königliches Abschiedsgeleit.

Alle Zeitungen waren voll von Schilderungen über buchstäblich jeden Schritt seines Pferdes.

Am Straßenrand waren allerorts feierliche Begrüßungszeremonien organisiert worden.

Und vor den Toren von Versailles hatten sich zu seinem Empfang ganze Scharen von Parisern eingefunden.

Mit einem Wort: Wenn schon sterben, dann mit Orgelgedröhn!

Doch geht es hier natürlich nicht um die Person des „Eisernen Gustav“, der nur ein Symbol ist.

Sein Abgang war zugleich auch der aller anderen Gustavs, der eisernen, der hölzernen und derjenigen, weich wie Hanf. In ein, zwei Jahren, möglicherweise auch ein bißchen später, werden all diese Droschken im Berliner Nationalmuseum zu sehen sein, aus den Häuten der kurzschwänzigen Pferde aber wird man Sohlen für das Schuhwerk der Autofahrer machen . . .

Lediglich im Zoo wird man dieses zum Untergang verurteilte Wesen dann noch finden, im Gatter mit der Tafel: „Equus . . . usw. usf.“

Ach ja, eine weitere Verwendung hat man in Berlin doch noch für die Pferde, und wißt ihr welche?  
Man braucht sie bei Hochzeiten!  
Braut und Bräutigam werden nicht anders als mit Pferd und Wagen zum Traualtar gefahren.  
Es heißt, das wäre Tradition.



Meiner Meinung nach aber wird das der Braut wegen gemacht, damit sie sich notfalls am Pferd festhalten kann und nicht gar so schnell in Stricke gelegt wird!

Denn sie will, ganz gleich wie, die entscheidende Minute noch ein wenig hinauszögern – bleiben der Unglücklichen doch für den Rest ihres Lebens lediglich jene drei Freuden, die da heißen: *Kinder, Kirche, Küche*.

Was jedenfalls die Berliner Pferde betrifft, so würde ich an ihrer Stelle in unsere Chersoner Steppen davonbrausen!

Dort könnten sie noch an die hundert Jahre in Frieden leben – hier sind sie zum Untergang verurteilt.

Hier gibt es keine Rettung für sie!

Die Motoren heulen gar zu machtvoll!

1928

---

## DIE MUSEEN VON BERLIN

Wißt ihr, was in Berlin am allerwichtigsten ist? Die Museen! In Berlin sein und sie nicht aufsuchen ist geradezu ein Verbrechen! Die Berliner Museen sind die Quintessenz aller Museen . . . Und die deutsche Kultur ist doch ein Begriff, nicht wahr! In ihren Museen haben die Deutschen buchstäblich alles gesammelt, was es gibt. Von der Urgesellschaft an! Man kann sogar sagen, seit jener antiken Periode, da der Deutsche den Affen erdacht hat, bis hin zu unseren Tagen! Morgen früh, gleich nach dem Frühstück, werden wir uns in die Museen aufmachen!

„Ja, du hast recht, die Museen sind das A und O! Gleich nach dem Aufstehn schwirren wir ab. Wozu sind wir schließlich sonst hergekommen!“

Wir schlingen unser Frühstück hinunter – dann geht's ab in die Museen! Na los, so beeilt euch doch ein bißchen!

„Gleich, sofort! Ich schluck bloß noch dieses Stück Käse runter, dann laufen wir los.“

„Schneller, schneller, die Museen haben nur bis drei geöffnet.“

„Na klar doch, wir sind ja schon soweit!“

Wir sind unterwegs.

„Legt einen Schritt zu, ihr Lieben! Die Museen sind groß, unsere Zeit dagegen ist knapp!“

„He, seht doch mal, hier! Meine Güte, ist das ein Ungetüm von Koffer! Nein, so was! Und überhaupt, wenn das keine Auslage ist!“

„Nein wirklich, dieser Koffer hat's in sich! Ein richtiges Prunkstück von einem Koffer, schaut ihn euch doch mal an! Das ist ja ein regelrechter Schrank: für jede Art von Anzug ein gesondertes Fach! Hier eine Abteilung für Jacketts, dort eine für Hosen, und dort eine für Unterwäsche! In solch einem Koffer knautscht nichts! Den werd ich mir kaufen . . .“

„Was kostet er denn?“

„Und dort das Necessaire, sieh doch mal!“  
„Ach dort, ja. Ein schönes Necessaire.“  
„Das muß ich mir kaufen. Und dort ist noch eins aus Krokodilleder, hast du gesehen?“  
„Wo denn?“  
„Na dort. Muß ich kaufen.“  
„Aber schau doch mal da, das Damenhandtäschchen. Das rote. Teufel, ist das hübsch! Muß ich unbedingt kaufen.“  
„Jetzt wollen wir aber erst mal weiter, sonst kommen wir zu spät!“  
„Na meinetwegen, gehn wir.“

„Joi-joi-joi, sind das herrliche Bananen, ausgesprochne Prachtstücke.“

„Ach, die Bananen sind doch gar nichts, guck mal lieber dort – die Ananas!“

„Und was sind das für rote Beeren?“

„Die da? Weiß der Teufel! Aber was ist denn das – doch nicht etwa eine Melone?“

„Nein, nach einer Melone sieht's eigentlich nicht aus.“

„Aber was ist es dann?“

„Woher soll ich das wissen. Sieh lieber die herrlichen Süßkirschen dort drüben! Groß wie Tomaten!“

„Aber das sind doch Tomaten!“

„Ach Unsinn, Süßkirschen sind das!“

„Du meinst? Zum Teufel, da kaufen wir welche!“

„Aber nicht jetzt, wir müssen weiter.“

„Ich komm ja schon!“

„Da schau mal, was ist denn das für ein Ungeheuer! Sieht aus wie ein Krokodil, oder?“

„Ist auch eins. Aus Gummi. Zum Aufblasen.“

„Wozu soll das gut sein?“

„Man nimmt's zum Baden mit, kann drauf schwimmen. Guck mal lieber dort, die riesige Kröte!“

„Was macht man denn damit? Auch ein Spielzeug?“

„Na gewiß doch. Und das dort sind Gummischüsseln.“

„Und gleich daneben stehn Gummischuhe.“

„Nimmt man die auch zum Baden?“

„Ja. Muß ich kaufen . . .“

„Na los, weiter!“

„Ja, gehn wir!“

„Was ist denn das? Eine Art lebende Schaufensterpuppe?“

„Hmm. Die führen neue Modelle vor. Dafür gibt's besondere Frolleins, die ziehn sich so ein neues Modell an, stellen sich ins Schaufenster und machen Reklame dafür.“

„Nicht übel, das Mannequin. Muß ich kaufen!“

„Na los doch endlich, Tempo!“

„Ich komm ja schon!“

„Da! Modeschmuck . . . Davon hat meine Frau neulich so geschwärmt!“

„Hmm, wird wohl so was sein.“

„Sieh doch nur, was für hübsche Sächelchen drunter sind!“

„Hier sind noch hübschere!“

„Nein, nein, schau hierher – diese Schlange! Woraus die wohl gemacht ist?“

„Sicher aus Terrakotta.“

„Hier müssen wir unbedingt noch mal her! Und dort drüben erst – die Kette!“

„Ja, wirklich gut!“

„Muß ich kaufen!“

„Aber jetzt wollen wir erst mal weiter.“

„Gehen wir.“

„Schau mal da, die kleinen Glühbirnen!“

„Na eben! Rote, blaue, grüne! Und wie viele!“

„Und dort die Lämpchen, die blinken immerzu!“

„Hmm.“

„Meine Güte, die herrlichen Laternen!“

„Sieh mal lieber dort, die Ausstattung für eine komplette Elektrostation!“

„Jeoje, muß ich kaufen!“

„Jetzt müssen wir aber weiter, es ist schon um zwölf.“

„Ja, gehn wir!“

„Alle Wetter, diesen Laden muß ich mir unbedingt merken! Siehst du den Mantel dort, mit dem herrlichen Futter?“

„So einen könnt ich auch gebrauchen. Genau das, wonach ich schon eine Ewigkeit suche.“

„Sehn wir uns doch mal dort drüben noch ein bißchen um! Da, der Mantel für hundertzwanzig Mark!“

„Nicht übel. Aber der für hundertfünfzig ist besser.“

„So einen Anzug wie den hier könnt ich gut im Dienst brauchen.“

„Hier gibt's ja auch Schuhe!“

„Und hier Sportartikel!“

„Apropos Sport. Schade, daß ich nicht Fußball spiele, sonst hätt ich mir diese Stiefel gekauft. Junge, sind das herrliche Stiefel!“

„Na los, halten wir uns nicht auf. Halb eins schon!“

„Ja, gehn wir!“

„Da, Füllfederhalter! Sieh doch nur – das muß eine neue Konstruktion sein! Solche hab ich noch nie gesehn.“

„Die grünen dort? Das sind amerikanische.“

„Von denen brauch ich mehrere, eine ganze Masse! Mikola wollte einen und Fjodor und Sidor und Iwan und Viktor und der und jener . . . Ich kann sie schon gar nicht mehr aufzählen. Jedenfalls an die neunzig Stück, auf keinen Fall weniger . . . Was meinst du, vielleicht gewähren die für Großeinkäufe Rabatt?“

„Mußt du mal fragen.“

„Und hier, alle möglichen Schreibblöcke. Und die Bleistifte erst! Das Geschäft müssen wir uns unbedingt merken. Wir müssen uns den Namen des Besitzers aufschreiben, sonst vergessen wir's womöglich noch!“

„Aber beeil dich ein bißchen mit dem Aufschreiben, die Zeit drängt!“

„Bin schon soweit. Laufen wir!“

„Was war denn das eben, hast du gesehn? Die haben ein lebendes Pferd im Auto transportiert!“

„Humm, ja . . . Wahrscheinlich zum Rennen. Damit sich der arme Gaul nicht schon vorher verausgabt!“

„Na das ist'n Ding! Nun fahren schon die Pferde Auto!“

Sachen gibt's! Und wie sicher dieses Teufelsbiest stand!  
Scheint ans Fahren gewöhnt zu sein!“

„Na los, gehn wir!“

„Und was hat der ausgestopfte weiße Balg dort zu bedeuten?“

„Das ist ein Koch. Der macht Reklame für sein Restaurant. Auf seinen Bauch hat er den Namen der Gaststätte geschrieben.“

„Was denn, steht der etwa den ganzen Tag dort?“

„Na klar doch!“

„Junge, Junge . . . Muß ich kaufen!“

„O sieh mal, Uhren! . . .“

„O sieh mal, Rasierapparate! . . .“



„O! O! O! O!“

„Na los, gehn wir weiter!“

„Da ist ja schon das Museum! Ach herrje, es hat geschlossen!“

„Wie spät ist es denn?“

„Halb vier.“

„Wir haben uns verspätet, verdammt noch mal! Dabei haben wir uns so beeilt!“

„Na dann eben morgen: Wir stehen ein bißchen zeitiger auf und halten uns ran!“

„Ja. Unbedingt!“

Der nächste Morgen.

„Los, beeil dich!“

„Sofort, bin gleich soweit!“

„O sieh doch mal, die schöne Wäsche!“

„O! O! O! O!“

„Wie spät?“

„Viertel vier!“

Die deutsche Kultur, müßt ihr wissen, ist eine solide Kultur, die deutschen Museen haben Weltrang!

Die Berliner Museen nicht gesehen zu haben, ist geradezu ein Verbrechen!

„Na dann, unbedingt morgen!“

1928



---

## WIE MAN DURCH DEN ZOLL KOMMT

Fährt man ins Ausland, braucht man sich keinerlei Gedanken darüber zu machen, wie man durch den Zoll kommt.

Reist man aber von dorthier wieder ein . . .

Großer Gott, was einen der Zoll für Nerven kostet!

Schon gut drei Wochen vor der Abreise aus Deutschland höre ich von den lieben Kollegen nur das eine: „Na ja, ist ja soweit alles in Butter, wenn bloß dieses Schepetowka nicht wäre . . .“

„Waren Sie denn auch im Tiergarten?“

„War ich.“

„Und wie hat's Ihnen gefallen? Ist doch wirklich ein herrlicher Park, stimmt's?“

„Stimmt, der Park ist wirklich herrlich . . . Nur eins würd ich gern wissen: Ob sie in Schepetowka auch den Tascheninhalt kontrollieren?“

„Sie kommen wohl gerade aus Potsdam?“

„Hm.“

„Jaja, war gar nicht so dumm von Wilhelm, sich dieses Sanssouci als Residenz zu wählen. Das ist ein Park! Und das Schloß erst! Die herrlichen Wasserspiele! Und die Ordnung, die Sauberkeit dort!“

„Stimmt, da kann man bloß staunen. Was wahr ist, muß wahr bleiben. Aber was meinen Sie, ob man mehr als ein Paar Schuhe mit durch den Zoll nehmen kann?“

„Na, Sie waren gewiß im Museum?“

„Ja.“

„Sehr beeindruckend, nicht wahr?“

„Einfach großartig! Sagen Sie, ob Männer eigentlich Puder im Gepäck haben dürfen?“

Ach, dieser vermaledeite Zoll!

Sagenhaft wenig, was man einführen darf!

Ja, geradezu ein Klacks! Direkt heulen könnte man!  
Das muß man sich nur mal vorstellen: ganze drei Anzüge!  
Zwei Mäntel bloß! Lediglich sechsmal Unterwäsche!  
Und nur ein goldenes Kreuzchen, eine kleine goldene Ikone.  
Eine Perlenkette und eine Uhr.

Diese verdammte Obrigkeit!

In der Zollverordnung heißt es, man dürfe so viele Gegenstände einführen, wie sie für die Reise bzw. für einen zwei- bis dreimonatigen Aufenthalt im Ausland benötigt würden. Weiß denn die Sowjetmacht wirklich nicht, daß es einfach lächerlich ist, mit einer Uhr auskommen zu wollen?

Mindestens drei Uhren braucht man!

Oder kann vielleicht ein wissenschaftlicher Mitarbeiter, ein Mann der Wirtschaft, ein Schriftsteller bzw. sonstiger Kunstschaffender eine Dienstreise von einem Monat mit nur drei Anzügen durchstehen?

Kommt er vielleicht mit einer einzigen Perlenkette aus?

Kann er die deutschen Betriebe richtig besichtigen, wenn er bloße fünfhundert Gramm (einen halben Liter!) Parfum von Coty schnuppern darf, wobei die Fläschchen noch mitgewogen werden und allesamt geöffnet sein müssen?

In puncto Zoll ist die Sowjetmacht einfach nicht zu verstehen! Worauf läuft denn das hinaus? Doch nur darauf, daß ich auf einer so gewaltigen Strecke wie der von Berlin nach Charkow nicht einmal das Recht habe, einen Bären als Reiseutensil mitzuführen!

Dabei ist ein Bär auf dieser Reise unabdinglich!

Soll ich die lange Fahrt vielleicht ohne jede Zerstreung bewältigen?

Und überhaupt, was ist das dann noch für eine Fahrt!

Aber nein, in Schepetowka lassen sie keine Bären passieren. Sie sagen: „Das ist nicht gestattet.“

Die wirkliche Tragödie jedoch liegt in den Taschen.

Aus unerfindlichen Gründen haben die Deutschen unheimlich kleine Taschen in ihren Anzügen.

Stopft man den Bär mit den Beinen hinein, schaut der Kopf raus, steckt man den Kopf rein, ragen die Beine ins Freie. Und wenn man dann – endlich sitzend – irgendwann eine

ungeschickte Bewegung macht, fängt das Vieh in der Tasche zu brüllen an . . .

Was ringsum ein Riesengelächter auslöst.

Was es da zu lachen gibt, möcht ich mal wissen.

Niemals ist ein Dienstreisender derart aufgeregt, steht er so unter Hochspannung wie vor seiner Rückkehr nach Hause. Und das ist nur natürlich. Weshalb sollte er sich zum Beispiel erregen, wenn er ausreist, nach Deutschland oder Frankreich fährt?

Was kann einen da schon in Spannung versetzen? Etwa die Städte, die einem noch unbekannt sind, die Menschen, die andere Lebensweise, die fremden Kulturdenkmäler und ähnliches? Mit solcherlei Neuigkeiten wird man doch ganz schnell vertraut . . .

Die echten Aufregungen gehen los, wenn man sich zur Abreise nach Hause rüstet.

„Sagen Sie, Sie haben doch nicht etwa Damenschlüpfer an?“

„Merkt man das denn? Dabei hab ich schon den Gummi rausgezogen. Und außerdem – was ist eigentlich dabei? Schließlich haben wir Sommer, da tragen die Männer ja ebenfalls kurze Unterhosen.“

„Das schon, nur haben die Unterhosen der Männner kein Blümchenmuster . . . Außerdem weisen ihre Beinkleider, wenn ich recht informiert bin, vorn einen Schlitz auf . . .“

„Was denn, kontrollieren die in Schepetowka auch die Schlitze? Und überhaupt – dauernd liegen Sie mir mit diesem Schepetowka in den Ohren! Ich trage, was mir gefällt, und scher mich einen Dreck drum, was den Zöllnern genehm ist und was nicht. Wo, in welchem Gesetzblatt steht geschrieben, daß ich auf meinen Unterhosen keine Blümchen haben darf?“

Wieviel Qualen, wieviel Seelenpein, wie viele Nöte und Aufregungen bringt eine Dienstreise ins Ausland doch zum Beispiel unseren jungen Wissenschaftlern!

Erst in diesem Zusammenhang begreift man das Sprichwort: „Bitter ist des Wissens Wurzel.“

Und dann ist es soweit. Schepetowka. Sommer. Hitze. Man sieht junge, rotwangige Männer aus den Abteilen steigen, angetan mit Mänteln aus Seehundfell, Pelzmützen, warmen Handschuhen, einem wollenen Reiseplaid über dem Arm oder auch um den Hals und offenbar zwei-, dreimal Unterwäsche übereinander . . .

„Sie haben sich ja eingepummelt, als seien Sie auf der Suche nach Amundsen!“

„Na ja, ich hab Angst, mich zu erkälten. In den Wagen zieht es so furchtbar, wissen Sie . . . Erst kürzlich hat meine Mutter einen schrecklichen Rheumaanfall gehabt – fürchterlich, wie sich die Ärmste quälen mußte!“

Die Zöllner von Schepetowka sind ein lustiges Volk. Wenn solch ein Nordpoltyp vor ihnen steht, lacht jeder Muskel in ihrem Gesicht!



Sie beißen sich auf die Lippen, um nicht loszuprusten. Das Ergebnis ihrer fröhlichen Amtsausübung bekam ich einmal zu sehen, als sie sich eine solche „Seehundmadame“ vorgenommen hatten.

Auf dem Tisch sammelten sich eine drei Klafter lange Perlenschnur, eine Flasche Parfum, die einen halben Eimer faßte, Spitze in allen Varianten und vieles, vieles mehr.

Ich hätte gern gewußt, wie das alles auf ihrem Körper Platz fand, doch war es mir peinlich, sie danach zu fragen. Vor allem hätte mich interessiert, welchen Körperteil sie mit der Perlenschnur umwickelt hatte.

Die „Seehundmadame“ war im Laufe einer halben Stunde merklich dünner und blasser geworden.

Größere Peiniger als in Schepetowka hab ich nirgends gesehen, noch weniger welche, die so amüsiert lächeln konnten. Wirklich, das sind ausgesprochne Unmenschen!

Die sind weder durch Tränen noch durch die Koketterie einer Frau zu rühren noch durch ein solch überzeugendes Argument, wie es zum Beispiel ein junger Ingenieur gebrauchte, der im Donbass einen neuen Tagebau anlegte. Er meinte, eine seidene Damengarnitur gehöre zu seiner Berufsbekleidung.

Der Lieblingssatz der Zöllner lautet: „Das ist nicht gestattet.“ Ein vernichtender Satz.

Und das alles nur wegen dieses kleinen Wörtchens „nicht“.

Wie man trotz allem durch den Zoll kommt, wollt ihr wissen?

Das verrate ich nicht. Es bleibt mein großes Geheimnis!

Ich jedenfalls hab den Zoll ohne Schwierigkeiten passiert. Hab die Beamten ganz schön an der Nase herumgeführt. Hab nämlich ein lebensgroßes aufblasbares Gummikamel durchgeschmuggelt. Wie mir das geglückt ist?

Ich hab es unter die Schuhsohle gesteckt. Und da sie mir die nicht abrissen, brachte ich es unbeschadet über die Grenze.

Freilich weiß ich jetzt nicht, was ich mit dem Teufelsding anstellen soll: Ins Zimmer paßt es nicht, die Kinder haben Angst vor ihm, und meine Frau schimpft.

„Hättest du statt dessen lieber einen Robbenfellmantel unter die Schuhsohle gesteckt!“ zetert sie.

Nun ja, hab ich eben einen Fehler gemacht. Kann doch mal vorkommen, oder?

1928

---

## ERDE – MOND – MARS

*Die Zeit ist nicht mehr fern, da es möglich sein wird,  
auf Mars, Mond und anderen Planeten zu landen.*

*(Zeitungsnotiz)*

Wir sind Praktiker . . .

Deshalb haben wir selbstverständlich nichts dagegen, den Mond, den Mars oder sogar Saturn und Neptun zu besuchen . . .

Was beispielsweise den Mond betrifft, ist das auch nicht weiter schwierig. Man fliegt gerade mal fünf Tage bis dorthin. Kaum der Rede wert.

Ihr werdet in eine Rakete gesteckt (wie's heißt, wird man solche Reisen in Raketen unternehmen), an einem, sagen wir mal, Montag hochgeschossen, und bereits am Freitag könnt ihr euren Erdenbekannten auf dem Mond die Hand schütteln: „Guten Tag, da wären wir!“

Mit dem Mars verhält es sich schon komplizierter. Bis zu ihm sind es zweihundertsechsfünfzig Flugtage.

Das sind achteinhalb Monate! Reichlich lange . . . Und auch das nur, wenn euch unterwegs nicht eine Panne passiert, wenn ihr nicht an irgendeinem Gestirn hängenbleibt, den Plejaden etwa oder dem Orion . . . Falls euch das widerfährt, kann es ein ganzes Jahr dauern, ehe ihr beim Mars eintrudelt . . .

Eine lange Zeit aber ist es in jedem Fall . . . Obwohl während der Revolution eine Reise von Charkow nach Kiew mitunter auch ihre vier Monate dauerte. Nur haben wir das erstens bereits vergessen und können zweitens vier Monate eben doch nicht mit acht vergleichen.

Na ja, und dann war man damals trotz allem bei sich zu Hause, auf der Erde. Man konnte auf der Bahnstation für den Mantel ein paar Eier eintauschen – hier dagegen, auf dieser ganz unbekanntem Strecke, muß man sich voll mit Proviant eindecken. Wenn man dann noch ausrechnet, wieviel für zweihundertsechsfünfzig Tage allein an Brot gebraucht wird, an Salz und Zucker, so begreift man, daß

ein Transportmittel nicht ausreicht. Vielmehr muß man sich in die eine Rakete selbst setzen, während ein Dutzend weiterer Raketen mit Verpflegung hinter einem hersausen . . . Wenn sich dann aber noch – was Gott verhüten möge – einer der Mechaniker einen Scherz mit euch erlaubt und die Proviantraketen schwerer belädt als eure eigene, geht die Sache ganz schief. Dann steuert ihr gerade mal den Mond an, während sich eure Brötchen bereits in Nähe der Venus herumtreiben. Und niemand, dem ihr zurufen könntet: „He, Kumpel, halt doch mal das Ding an!“

Und überhaupt läßt es sich nicht leugnen, daß es in der ersten Zeit alle möglichen Unbequemlichkeiten geben wird. Nach und nach freilich werden sie behoben werden.



Selbst wenn die Lebensmittelkioske auf dem Weg zum Mond, zur Venus und zu anderen Planeten zunächst sehr klein sein sollten, wäre das nicht weiter schlimm – man würde aus der Rakete steigen, schnell hinlaufen, einen Imbiß zu sich nehmen, und schon ginge die Post wieder ab . . .

Doch noch ist es nicht soweit, noch müssen wir alles selber mitschleppen.

Deshalb lauten unsere Vorschläge für die Praxis: Bei Rei-

sen im interplanetaren Raum und zu den Planeten selbst sind an der Strecke

1. Lebensmittelkioske zu eröffnen;
2. Gemeinschaftsküchen, wobei Bedingung wäre, daß die Mahlzeiten dort schnell serviert würden, denn eine Rakete ist schließlich weder Pferd noch Straßenbahn.
3. Nicht übel wäre es auch, einen Bierausschank auf dem Mond einzurichten.
4. Auf der Venus (die Flugzeit dorthin beträgt hundertzwanzig Tage) sollte ein Krankenhaus mit Entbindungsstation gebaut werden, immerhin kann unterwegs mancherlei passieren.
5. Die Besatzung, die als erste zum Mars fliegt, sollte möglichst aus gemeingefährlichen Elementen bestehen. Zwar heißt es, daß die Marsianer ein kultiviertes Volk seien, aber weiß man's wirklich? Es hat sie ja noch niemand zu Gesicht bekommen – man stützt sich auf bloße Vermutungen. Nicht ausgeschlossen, daß die Marsmenschen auf einen zu stürzen und einen als Schaschlyk auf den Stock speißen, wenn man ahnungslos aus der Rakete steigt. Da bewaise dann mal einer, daß er mit friedlichen Absichten gekommen ist.

1924







---

## SO IST ES – DAS DORF!

*O Dorf! Hier findet das Herz Erholung . . .*  
*T. Schewtschenko*

### I.

Ojoj, ist es herrlich auf dem Dorf!

Vor dem Fenster direkt der Kirschbaum, neben dem Kirschbaum die Espe, ihr zu Füßen ein Schlag Getreide, hinter dem Getreide Kürbisse, hinter den Kürbissen Kartoffeln und hinter den Kartoffeln das bewußte Häuschen . . .

All das wächst und gedeiht in völliger Eintracht, es prangt, rauscht und duftet . . . Ojoj, ist es herrlich auf dem Dorf!

Wißt ihr eigentlich, was das ist – das Dorf? Ich meine nicht das Dorf im offiziellen Sinne, wie es die Kommissare für Landwirtschaft sehen oder wie es aus den Unterlagen der Dorfsowjets und Kreisexekutivkomitees hervorgeht – nein, ich meine das Dorf an sich. Das Dorf schlechthin. In der Medizin würde man sagen: Dorf per se<sup>1</sup>. Also, kennt ihr nun dieses „Dorf per se“?

Oh, so ein Dorf ist eine feine Sache!

Es fragt nicht nach Längen- und Breitengraden, die Meridiane sind ihm völlig schnuppe. Man stapft ganz einfach auf eine kleine Anhöhe hinauf, und schon liegt es einem zu Füßen, das ganze Dorf. Direkt gegenüber ist die Schule. Dort drüben wohnt die alte Stortschicha und ihr schräg gegenüber die Gevatterin Uljana. Genau in der Mitte aber befindet sich der Anger, und auf dem Anger tummeln sich die Schweine.

Hier im Dorf geht die Sonne im Osten auf und im Westen unter, und wenn es Zeit zum Mittagessen wird, steht sie hoch am Himmel, daß man ganz erstaunt ausruft: „Seht doch nur mal, wie weit oben sie sich schon befindet!“ Und stellt euch vor, wie folgsam die Sonne auf dem Dorf ist. Sie klettert immer genau zur Essenszeit hoch, niemals früher oder später.

Auf dem Dorf leben Leute, die sich Ukrainer nennen. In

<sup>1</sup> *per se (lat.): im reinen Zustand; an sich.*

Wirklichkeit ist die Bevölkerung aber gemischt. Unter rund achthundert Ukrainern gibt es in unserem Dorf auch ein junges Frauchen, das alle nur „das Rußchen“ nennen. Sie ist vor nicht allzu langer Zeit aus der Saratower Gegend zu uns gekommen, und nationalen Dünkel kann man ihr weiß Gott nicht nachreden: Sie schläft mit unseren hiesigen Burschen, und das nicht zu knapp. Sie tut es mit großer Hingabe und allnächtlicher Regelmäßigkeit. Und mit einem solchen Vergnügen, daß die Leute am anderen Ende des Dorfes sagen: „Haben die denn allesamt den Verstand verloren, die ganze Nacht hindurch so zu kichern und herumzualbern?“



Der Bevölkerungszuwachs kommt bei uns nicht durch Brutapparate zustande, trotzdem kann sich das Ergebnis sehen lassen: Die Motrja hat einen Iwassik bekommen, die Oxana eine Gapotschka, die Odarka einen Mitrofan – und das alles innerhalb einer Woche.

Mit den Lebensmitteln sieht's da schon schlechter aus.

„So Gott will und wir 'ne gute Ernte kriegen“, sagt Onkel Onisko zu mir, „flutscht auch das eines Tages. Mit Birnmehl allein kommt man nicht weit. Na ja, im Augenblick ist's noch ein bißchen schwierig.“

Die Leute auf dem Dorf sind rechtgläubig und gehen in die Kirche. Obwohl sich der Einfluß der letzten Ereignisse auf die Glaubensdinge deutlich bemerkbar macht. Aber es gibt auch ganz lokale Gründe, die alles auf den Kopf stellen, die jahrhundertealte religiöse Traditionen, so festgefügt sie sein mochten, schlankweg über den Haufen werfen.

Zum Beispiel diese Tragödie ersten Ranges: Der Dorfpope hat so viel Erdbeeren gegessen, daß er unter gewaltigen Blähungen leidet. Und wenn auch die Winde abgehn, er hat beträchtliche Schwierigkeiten, seine Messen abzuhalten. Auf der Kanzel zu stehn ist ja unter solchen Umständen nicht ganz gefahrlos. Ein einziger Jammer!

Die paar Atheisten, die wir im Dorf haben, sagen: „Na und, was ist schon dabei, wenn das Väterchen Blähungen hat. Muß eben das Mütterchen die Messe lesen. Ist doch dasselbe, oder? Die beiden leben nun schon so lange zusammen, da wird der Pope seiner Frau die heiligen Riten wohl beigebracht haben!“

„Na ja doch, gewiß . . .“ Die Popenfrau druckst herum.

Ein anderer Ratschlag lautet: „Sie sollten Ihrem Mann den Rat geben, Mütterchen, zu den Autokephalisten überzutreten – die haben von Erdbeeren bisher noch keine Blähungen gekriegt . . .“

Kurz, in der Kirchgemeinde brodelte es . . .

## II.

Übrigens gibt es eine Sache bei uns im Dorf, die mich jedesmal um ein Haar stramme Haltung einnehmen und losschmettern läßt: „Wacht auf, Verdammte dieser Erde!“ Wißt ihr, was das für eine Sache ist?

Eine Art Triumphbogen!

Genau gegenüber der Schule. Mit Eichenlaub geschmückt und einem winzigen roten Fähnchen oben . . .

„Was haben die Pferde anfangs gescheut, wenn sie hier vorbei mußten“, berichtet mein alter Bekannter Mitro Fjodorowitsch, „einfach unbeschreiblich!“

„Und jetzt?“

„Siehst du's nicht selbst? Sie ziehn dran vorbei, die Teufelsgäule, als wär's nichts! Haben sich halt dran gewöhnt! Das Ding hier hat man anlässlich einer Maifeier hangeklotzt!“

Im sechsten Jahr der Revolution haben es dann die Bienen für sich entdeckt. Haben's entdeckt, das will schon was heißen! Noch heute sind die Imker stolz auf diese Leistung – wenn man auf das Thema zu sprechen kommt, blitzt es in ihren Augen, zuckt es um ihre Schnurrbärtchen: „Ach, was sind wir doch für Kerle!“

Und wenn wir nun schon mal beim Prahlen sind, dann richtig!

Wir haben nämlich auch ein „Tribunal“.

Allerorts gibt es schlicht und einfach eine Tribüne, bei uns aber gibt's ein „Tribunal“.

Doch das macht gar nichts: Uns ist das erlaubt!

Um die volle Wahrheit zu sagen: Irgendwer hat diesem „Tribunal“ das Gerüst geklaut und ihm noch dazu ein Bein amputiert. Allerdings zeugen die übrigen drei Beine voller Stolz davon, daß auf diesem Bienenplatz am Ersten Mai „die Revolution im vollen Gange ist“<sup>1</sup> . . .

„Diese verdammten Lausebengel! Sind einfach nicht zu fassen! Obwohl . . . Wenn man's recht bedenkt, ist das wirklich ein fabelhaftes Holz, ausgezeichnet geeignet für Wagendeichseln und Ochsenkarren! Da konnten sie halt nicht widerstehn!“

Im übrigen geht's aber ruhig zu bei uns.

Wir pflügen, säen und vermehren uns wie alle Rechtgläubigen . . .

Mit einem Wort – wir leben geruhsam dahin.

Das heißt – so geruhsam nun auch wieder nicht. Nehmen wir zum Beispiel die alte Stortschicha, ihr wißt schon, die von schräg gegenüber; ihre Tür ist schwarz gestrichen, und ihr Hahn hat einen kahlen Hals. Wie rang das Tantchen kürzlich verzweifelt die Hände und zeterte: „Großer Gott,

<sup>1</sup> *Bezug auf das Gedicht von Pawlo Tytschina: „Auf dem Platz neben der Kirche ist die Revolution im Gange . . .“*

das überleb ich nicht! Und das zu Mariä Schutz und Fürbitte!“

„Was hast du denn, Gevatterin?“

„Och, Michajlowitsch, das geht über meine Kraft, der Alte bringt mich um!“

„Aber weshalb denn, um Himmels willen?“

„Uns beide schlachtet er ab, mich und die Tochter!“

„Ach so . . . aber wie konnte das auch passieren?“

„Wenn ich das wüßte, mein Bester! Es muß ihr irgendwie angehext worden sein! Was hab ich sie gehütet, nicht aus den Augen gelassen! Stell dir doch bloß vor – siebzehn Jährchen ist sie erst alt und so hübsch anzuschauen . . . Weiß der Kuckuck, wie sie dazu gekommen ist, nicht einen Schritt hat sie vom Hof getan, so wahr mir Gott helfe, nicht einen Schritt!“

„Na, dann ist ‚es‘ vielleicht seinerseits auf den Hof gekommen?“

„Jaja, es muß noch in Filippowka passiert sein. Da kam sie eines Tages wie eine Halbirre zu mir in die Hütte gerannt . . . ‚Was hast du denn?‘ frag ich sie. Und sie: ‚Mir ist eben ein Geist erschienen, Mama!‘ Kreidebleich war sie! Und von dieser Zeit an . . . ach du lieber Himmel, was mußte ich feststellen? . . . Nein, ihr guten Leute, das überleb ich nicht!“

„Halb so schlimm, Gevatterin, wirst du eben Großmutter!“

„Joj, das überleb ich nicht!“

Seht ihr, so was gibt's nur bei uns.

Bei euch kommen die Kinder bestimmt nicht durch bloßen Schreck zustande!

Wie sollte man es also nicht lieben, das Dorf?

Das muß man einfach, schon wegen dieser Geheimnisse, wegen der Überraschungen, die es bereithält!

Man vermag es nicht zu begreifen, das Dorf, kann es nicht beschreiben.

Im Augenblick zum Beispiel liege ich auf einer kleinen Anhöhe unter einem Kirschbaum! Wer will genau wissen, was





sich im Innern dieses Hügels verbirgt? Durchaus möglich, daß es dort eine Art „Kursker Anomalie“ gibt, einen Magnetismus, der einen beim ersten Spatenstich wie wild herumwirbelt . . . Nicht ausgeschlossen auch, daß ein Erdölstrahl geschossen kommt, der in seiner Stärke selbst Cherson vor Neid erblassen läßt!

Oder dort: Seht ihr das blonde Kerlchen in der zerrissenen Leinenhose, wie es pfeilschnell hinter dem Kälbchen herjagt? Könnt ihr vielleicht voraussagen, was einmal aus diesem Blondschof wird?

Möglicherweise ist das der künftige Chefredakteur der „Wisti“ oder der Vorsitzende der „Vereinigung Ukrainischer Dorfschriftsteller“?

Wäre es nicht auch denkbar, daß ihr in fünfundzwanzig, dreißig Jahren die Redaktion der Zeitschrift „Roter Weg“ aufsucht, er aber im Sessel des Verantwortlichen sitzt und euer Manuskript ablehnt?

Das Dorf – man liebt es wegen seiner ungeahnten Möglichkeiten . . .

Hier ist der Ursprung! Hier nimmt alles seinen Anfang! Noch schläft es, das Dorf, liegt in süßem Schlummer. Es beackert mühsam seine Felder und jagt aus Leibeskräften den Kälbchen hinterher!

Ihr müßt es erwecken! Dazu braucht es nicht viel.

Setzt fürs erste Fensterscheiben in der Schule ein und sorgt dafür, daß in dem Schrank, wo jetzt noch die Mäuse herumtollen, Bücher stehn!

Dann wird aus dem kleinen Bürschchen, das da halb nackt über den Hof läuft, gewiß ein Walerian Polistschuk.<sup>1</sup>

Und aus dem Bengel dort drüben, der gerade seinen Ellbogen auf den Hackklotz stützt, versonnen den Kopf drauflegt und in die Sonne blinzelt, eventuell ein Pawlo Tytshina.<sup>2</sup>

1923

<sup>1</sup> *Ukrainischer Schriftsteller (1897–1942)*

<sup>2</sup> *Ukrainischer Dichter und Staatsmann (1891–1967)*

---

## WIRKLICH, EIN SONDERBARER KERL!

Kinder stecken ihre Nase mitunter in Dinge, die sie ganz und gar nichts angehn.

Bis heute ist mir unerklärlich, wieso mich in meiner Kindheit eine ganz bestimmte Frage so brennend interessiert hat. Wenn ich abends vom Gänsehüten heimgekommen war und die Mutter mich ins Bett gebracht hatte, ließ mir dieses Problem keine Ruhe, bohrte in mir und zersprengte mir fast das Hirn.

Was das für eine Frage war? Ich dachte in einem fort darüber nach, ob der Pope Hosen unterm Rock trug.

Traf ich den Popen, was hin und wieder passierte, kribbelte es mir förmlich in den Fingern. Ich mußte an mich halten, um nicht hinzulaufen, seinen Rock anzuheben und einen schnellen Blick drunterzuwerfen.

Einmal raffte ich mich auf und fragte die Mutter: „Mama . . .“

„Ja?“

„Hat unser Pope eigentlich Hosen an?“

„Der Pope? Was bist du nur für ein Dummkopf!“

Vor Kränkung schossen mir die Tränen in die Augen. In mir glühte der Forscherdrang, ich kam fast um vor Wißbegier, sie aber: „Was bist du nur für ein Dummkopf!“

Na schön, war ich eben ein Dummkopf! Trotzdem wollte ich's herausbekommen, basta!

„Mama . . .“

„Ja?“

„Wahrscheinlich hat der Pope doch keine Hosen an. Hätte er welche, würde er ja nicht wie du einen Rock tragen!“

„Du bist und bleibst ein Dummkopf! Außerdem kann's dir ganz egal sein, ob er welche anhat oder nicht!“

„Ist mir ja auch egal. Trotzdem: Weshalb trägt er einen Rock? Wahrscheinlich hat er doch keine an!“

Und ich gelangte zur festen Überzeugung, daß er keine besaß! Er hatte keine, punktum. Mein Vater dagegen hatte welche, deshalb ging er auch nicht im Rock.

Dennoch sollte ich mich geirrt haben.  
Der Pope hatte Hosen an!  
Das erfuhr ich schon bald.  
Eines Morgens, es war noch sehr früh, und ich trieb wieder  
mal die Gänse auf die Wiese, rief mich Panas an, der  
Junge von Tante Odarka: „He, Ostap, komm mal schnell  
her! Ich erzähl dir was!“  
Ich ließ die Gänse Gänse sein, und nichts wie hin.  
„Was ist denn?“



„Bei uns in der Vorratskammer hängt die Hose vom Popen! Mein Bruder Iwan und der Michajlo Omelkow haben das Väterchen bei der Priska erwischt. Da hat er in der Eile seine Hose vergessen. Die beiden haben sie geschnappt und bei uns versteckt!“  
„Zeig sie mir, ja? Ich geb dir 'nen schönen Knopf dafür!“  
„Die ist doch eingeschlossen!“  
„Du spinnst! Der Pope hat gar keine Hosen!“  
„Klar hat er welche. Wenn er ohne wäre, hätt er sie doch nicht bei der Priska vergessen!“  
Sieh einer an, dacht ich bei mir, der Pope hat also doch Hosen. Aber wozu dann der Rock?  
Na, ich werd's schon rauskriegen.

Ich scheuchte die Gänse nach Hause, und los ging's: „Mama . . .“

„Ja?“

„Jetzt weiß ich's endlich. Der Pope hat doch Hosen. Er hat sie bei der Priska liegenlassen. Und den Rock trägt er, damit niemand sieht, daß er die Hosen bei ihr vergessen hat, wenn er Reißaus nimmt . . .“

Gott, gab das eine Tracht Prügel! . . .

1921

---

## SCHAFZUCHT

„Schafzucht“, das bedeutet nichts anderes als Schafe halten. Das Schaf aber ist, wie ihr wißt, ein höchst nützliches Tier: Es gibt Milch, Wolle, den Schafpelz, das herrliche Hammelfleisch und die Lämmer. Die Lämmer ihrerseits wiederum geben hübsche Halskragen ab, sie sind auch als gebratene Lämmchen am Spieß oder Schaschlyk nicht zu verachten. Kurz, Schafe zu besitzen ist eine durchaus lohnende Angelegenheit, sie werfen nicht wenig Gewinn ab.

Deshalb halten sich auch die meisten Bauern diese Tiere.

Deren Aufzucht ein Kinderspiel ist.

Sie zu hüten ist nicht schwierig, sie lassen sich leicht scheeren, und ihre Ernährung im Winter stellt gleichfalls kein Problem dar, fressen sie doch das schlechteste Heu, Unkraut und Stroh . . . Um Wolle zu gewinnen, braucht's ebensowenig Aufwand: scheeren, waschen, kämmen, spinnen, weben – das ist alles . . . Und was das „herrliche Hammelfleisch“, die „gebratenen Lämmchen am Spieß“ betrifft, da kann man gleich gar nicht von Arbeit reden. Es ist das reinste Vergnügen: zulangen und essen.

Woraus folgt, daß die Schafzucht wirklich alles andere darstellt als ein schwieriges und spitzfindiges Unterfangen . . .

Eine Sache freilich gibt es, die macht dem Schafzüchter dermaßen zu schaffen, quält ihn so ungeheuer, daß er es kaum noch aushält.

„Schlachtet den Kerl“, schreit er zornbebend, „oder ich fall auf der Stelle tot um! Weiß Gott, ich fall tot um!“

Diese „Sache“ aber ist – der Hammel.

Um sein Dutzend Lämmchen zu bekommen, braucht der Bauer ihn lediglich zwei, drei Tage, halten aber muß er ihn das ganze Jahr!

Hält er ihn nicht, gibt's keine Lämmer, hält er ihn, muß er ihn ein langes Jahr hindurch füttern, den Hundesohn.

Doch wenn's nur ums Füttern ginge! Nein, er muß auch noch ein Auge drauf haben, daß der Verfluchte auf der Weide nicht die fremden Schafe bespringt.

Genau das ist der Haken!

Ihr haltet euch mit viel Mühe einen Hammel, fünfzig andere Leutchen aber halten keinen, sondern spitzen sich auf euren . . .

Ihr geht zu ihnen, sagt: „Guten Tag!“

„Guten Tag!“



„Mein Hammel läuft mit der allgemeinen Herde mit . . . Ich meine, wir sollten uns gütlich einigen . . . Füttern muß ich ihn allein, doch die Lämmer fallen ja auch für euch ab! Ich schlage also vor: dreißig Kopeken pro Schaf, dann kann er von mir aus bei der Herde bleiben . . .“

„Na hör mal, weshalb solln wir denn für jedes Schaf dreißig Kopeken berappen?“

„Was heißt weshalb? Wegen der Lämmer natürlich!“

„Die purzeln auch so!“

„Dann schreibt euch hinter die Ohren, daß sie von jetzt an nicht mehr purzeln werden!“

„Was denn, wie willst du das verhindern . . .“

Damit beginnt der Kampf . . .

Ihr macht euch ans „Verhindern“ . . . –

„Frau, näh dem Hammel sofort eine Schürze! Sie wolln nicht zahlen, diese Geizkragen!“

Und der Hammel kriegt seine Schürze . . .

Am nächsten Morgen gesellt er sich mit Schürze zur Herde, adrett wie ein Zimmermädchen . . . Vorbei ist's mit ihren Lämmern, einen Dreck werden sie haben!

Abends dann kommt der Hammel zurück . . .

Er atmet schwer, Schweiß steht ihm auf der Stirn, die Hörner sitzen irgendwie schief, die Schürze ist verrutscht, er kann kaum noch die Beine heben . . .

Und wie er sich enthalten hat . . .

„Bind ihn fest und laß ihn nicht raus! Daß du ihn ja nicht rausläßt, soll er im Stall bleiben!“

Der Hammel wird angepflockt . . .

„Geh und wirf diesem Verfluchten das Heu hin!“

Im Augenblick, da ihm eure Frau das Heu bringt, blökt draußen ein Schaf. Der Hammel macht einen Satz in die Höhe, der preisverdächtig ist! Die Futterkrippe kommt in Fahrt wie ein Rennauto. Die Hausfrau steht da, das Heu im Arm, der Hammel reißt sie einfach um!

Die Frau fliegt als erste aus dem Stall, hinter ihr das Heu, nach dem Heu der Hammel und nach dem Hammel die Futterkrippe . . .

„Bind ihn los, sonst trampelt er uns alle nieder!“

Ein Axthieb auf die Leine, und schon setzt der Hammel wie ein ungebärdiger Hengst über sämtliche Zäune, saust durch die Gärten rüber zur Weide!

„M-m-ä-ä-äh!“

„Schlachtet den Kerl, oder ich fall auf der Stelle tot um! Weiß Gott, ich fall tot um!“

Nun ja, die Schwierigkeit besteht bei der Schafzucht darin, sich einerseits einen Hammel zu halten, ihn aber andererseits nicht zu den fremden Schafen zu lassen!

Alles andere ist ein Kinderspiel!

1925

---

## ALS ES DIE DORFKLUBS NOCH NICHT GAB

Das ist schon viele Jahre her . . .

Ach was, Jahre!

Wir waren, kurz gesagt, damals einfach jung! Grün! Unreife! Da gab es etwas in uns, das nach draußen wollte . . . das brannte . . . uns in den Fingern juckte . . .

Heute würde man vielleicht sagen – wird Zeit, daß sie zur Armee kommen.

Manchmal, wenn man abends zwischen den Obstbäumen lag, in den Himmel schaute und beobachtete, wie die Venus dem Großen Bären zuzwinkerte, überkam einen die Lust, ebenfalls jemandem zuzuzwinkern.

Ihr spürt förmlich einen Stoß in den Rücken . . .

Liegt da, wie auf dem Sprung . . .

Jede Faser des Körpers – Elektrizität.

Jeder Blick – Entschlossenheit.

Was die Obstplantagen betrifft – ihr seid für Konfiskation.

Was die Mädchen betrifft – ihr rechnet auf Konzession.

Ihr springt auf, euch ist jetzt alles gleich, ihr pfeift auf Sitte und Anstand.

Die Mutter freilich faßt das Ganze in einem einzigen Satz zusammen: „Was hetzt du nur so herum, Hundesohn, als hätten dich die Teufel in die Mangel genommen?“

Kunststück! Haben die Teufel euch, als ihr so alt wart, vielleicht nicht in die Mangel genommen?

Am Himmel der Mond. In den Dorfteich scheint jemand viele, viele Halbrubelstücke geworfen zu haben: Sie rollen ein Weilchen dahin, ehe sie liegen bleiben, sich behaglich aneinanderkuscheln. Und das alles ohne jeden Laut.

So ist das also – in dem Garten drüben steht ein Häuschen . . . Der Garten ist riesig groß und von Linden umstanden. An den Garten schließt sich eine Obstplantage an. Hinter der Plantage stehn üppige Weiden, und dahinter wieder befindet sich eine Tenne. In dieser Tenne gibt's Hanna, und Hanna ist siebzehn . . . Schon seit dem Mittag wiederholt ihr: „Hanna, ich komm heut abend . . .“



„Na, na, nicht so stürmisch . . .“

„Hanna!“

„Ach du . . . Bist ja noch ein halber Milchbart. Nein, diese Jungs . . .“

„Hanna!“

„Ich laß den Hund los!“

„Sperr ihn ein, den Lapko, ja?“

„Wohin wollen wir denn . . .“

„Zu euch, in die Tenne!“

„Aber mach leise . . . Mein Vater paßt auf.“

„Geht schon klar . . .“

Tiefe Stille überall . . . Nur weit weg, bei einer Weide, tönt es:

„Ein Mädchen schwa-a-arz,  
Ein Mädchen blo-o-ond . . .“



Da, die Hecke. Ach was, Hecke! Kein Problem, die Hecke . . . Nicht mal eine Wand oder ein Gitter wär ein Hindernis.

Weiden . . . Ein schmaler Pfad . . . Der Kirchgarten . . .

An der Vortreppe zum Haus ein katzenhaftes Wispern:

„Mein Vater ist im Flur . . .“

Gleich darauf Schritte . . .

„Hanna!“

„Grrrr!“

„Lapko, mein Guter, sei brav, ja? Psst, Lapko, schön still sein, Labkolein, bitte, Lapik!“

„Hanna!“

„Grrr! W-wau!“

„Lapik, Lapkolein, still doch!“

„Wau-wau! W-wau! Grrrr! Wau-wau-wau!“

Eine Tür knarrt . . .

„Ist da jemand? Ach, du verdammter Teufelsbraten . . .“

Es ist der Vater . . . Er hat einen Schürhaken in der Hand . . .

Ihr wie ein Blitz über die Hecke . . .

Ein Satz – und ihr seid drüben . . .

Hui-i-i!

„Oh! O-o-oh!“

Der Schürhaken saß genau im Kreuz . . .

Ihr stürzt, krümmt euch vor Schmerzen . . .

„Hast du nun genug vom Herumschleichen?!“

Heutzutage gibt's die Dorfklubs.

Dort finden Zirkel, Gespräche, Versammlungen statt.

Da kriegt man wenigstens keins ins Kreuz.

1922

---

## EINS-ZWEI-DREI!

Im Dorf Pirogowo gibt es einen Kolchos.

Die Alten in diesem Kolchos können sich schon gar nicht mehr erinnern, wie lange es her ist, daß mit dem Bau eines Schweinestalles begonnen wurde.

„Wenn mich mein Gedächtnis nicht trügt“, sagt einer von ihnen, „war das wohl damals, als meine Enkelin Oryssja geboren wurde, vielleicht auch noch eher. Die Kleine hat inzwischen die Siebenklassenschule beendet und wird in Kürze heiraten, nur der Schweinestall ... Aber soll sich dazu lieber Großvater Pawlo äußern, der ist älter und wohnt auch näher dran ... Erzähl du mal, Großvater Pawlo, wann sie angefangen haben, den Stall zu bauen ...“

Großvater Pawlo verfällt in Nachdenken, schmaucht an seiner Pfeife und erinnert sich:

„Wann sie angefangen haben, den Schweinestall zu bauen? Ach, so lange ist das nun auch wieder nicht her! Nach der Revolution war's ... Ja, jetzt weiß ich's wieder, schon bald nach der Revolution. Als die ersten Kolchosen gegründet wurden, überlegten die Mitglieder, daß es gar nicht so schlecht wäre, für die Kolchoschweine einen Stall zu bauen ... Wer damals bei uns Vorsitzender war, hab ich vergessen ... Ich erinnere mich bloß noch, daß er auf einer Vollversammlung mit der Faust auf den Tisch haute und laut verkündete: ‚Den Schweinestall stell ich euch ein-zwei-drei hin, kein Problem!‘ Jenem Vorsitzenden folgten etliche andere, und jeder erklärte auf den Versammlungen noch entschiedener als sein Vorgänger: ‚Der Schweinestall ist im Nu fertig! Darüber brauchen wir nicht viel Worte zu verlieren!‘“

„Und wie ging's weiter, Großvater Pawlo, was wurde aus dem Stall?“

„Wie's weiterging? Na ja, es läpperte sich so hin. Das Jahr 1952 brach an, Kolchosvorsitzender war zu der Zeit Olexa Grigorowitsch, ein wahrhaftig ernsthafter Mann! Eine Wucht, wie der mit der Faust auf den Tisch knallte und

rief: „Ich bau euch den Schweinestall im Handumdrehn hin, Genossen Kolchosbauern! Eins-zwei-drei steht er, euer Stall!“

„Ja und, stand er?“

„Nun ja, es wurde 1953, und neuer Vorsitzender war Iwan Dmitrowitsch. Joj, war das ein gewichtiger Mann, dieser Iwan Dmitrowitsch! Ihr hättet erst mal den sehn sollen, wie er mit der Faust auf den Tisch donnerte und rief: „Einen Schweinestall? Den stell ich euch schneller hin, als ich hundertfünfzig Gramm Wodka kippe! Eins-zwei-drei mach ich mich ran . . .“



„Und, hat er sich rangemacht?“

„Na ja, er wollte wohl, ist sogar 'n paarmal um die Baustelle rumgeschlichen, doch da hatten wir plötzlich schon das Jahr 1954 und wieder einen neuen Vorsitzenden – Iwan Jewdokimowitsch . . .“

„Und dieser Iwan Jewdokimowitsch, hat der's geschafft?“

„Oh, der Iwan Jewdokimowitsch ist ein noch gewichtigerer und ernsthafterer Mann! Der hat am allerkräftigsten mit der Faust auf den Tisch geschmettert und gebrüllt: „Einen Schweinestall wollt ihr? Das ist die reinste Bagatelle für mich! Eins-zwei-drei, und ihr habt euern Stall!“

„Ja und, habt ihr ihn nun endlich?“

„Ach iwo.“

„Aber wieso nicht?“

„Tja, wißt ihr, all diese Vorsitzenden, die so gewaltig mit der Faust auf den Tisch hauten und dazu ‚eins-zwei-drei!‘ riefen, hätten natürlich einen Stall hinbaun können, bloß brauchten sie dafür Ziegel und Holz . . .“

„An den Ziegeln kann’s doch unmöglich gelegen haben!“

„Hat’s ja auch nicht. Die Ziegelei haben wir gleich im Dorf, die Zuweisung ist ebenfalls da, und am nötigen Holz fehlt’s schon gar nicht. Man hat uns ein Waldstück zum Abholzen zur Verfügung gestellt. Nur eins – es mußte jemand da sein, der die Ziegel anfuhr und die Bäume schlug. Mit ’ner flinken Zunge stellt man eben nichts auf die Beine . . .“

„Gibt’s denn wenigstens ’ne Aussicht, daß der Schweinestall eines Tages trotz allem steht?“

„Warten wir’s ab, wir werden ja sehn. Vielleicht findet sich irgendwann doch noch ein Vorsitzender, der’s nicht bei seinem Eins-zwei-drei beläßt!“

„Ja aber, was meinen denn die Schweine zu alldem?“

„Die Schweine? Die frieren einstweilen. Ganz jämmerlich frieren sie und grunzen. Grunzen wütend!“

1954

---

## VON HÜHNERN, PUTEN, DIREKTOREN UND ANDEREN

Einer uralten Legende zufolge hat ein überaus populärer Mann, der weder vor noch nach Christi Geburt, sondern unmittelbar während dieses Vorgangs das Licht der Welt erblickte, etliche Wunder geschaffen.

Das waren Wunder, im Bereich der Medizin angesiedelt (die Auferweckung Toter), des Seetransports (der Gang übers Wasser wie auf festem Grund) und so weiter.

Besagter Mann soll auch ein Wunder auf dem Gebiet der Nahrungsgüterwirtschaft vollbracht haben: Mit nur fünf Broten und fünf kleinen Fischen hat er angeblich fünftausend Menschen satt gemacht.

Eines Abends speisten wir in einer Gaststätte und kamen bei dieser Gelegenheit auch mit dem Direktor des Restaurants ins Gespräch.

Dieser Mann wollte uns mit großer Beharrlichkeit nachweisen, daß die Portionen in seinem Etablissement in letzter Zeit nicht kleiner geworden wären, wie es die Gäste bemängelten, sondern nur deren Appetit größer.

„Ich kann doch unmöglich“, ereiferte er sich, „auch noch den Appetit meiner Gäste im Auge haben! Meine Aufgabe ist es, auf die Größe der Portionen zu achten, die aber stimmt, das kann ich Ihnen ehrlichen Herzens versichern. Die Portionen liegen in der Norm, ganz wie sie sein müssen. Den Appetit der Gäste aber soll überwachen, wer dafür zuständig ist!“

Daraufhin versuchten wir dem Direktor unsererseits nachzuweisen, daß der verstärkte Appetit der Gäste hier und anderswo eine durchaus gesetzmäßige Erscheinung sei. Das Leben habe sich nach dem Krieg wieder stabilisiert, die Leute seien fröhlicher geworden und hätten nun verständlicherweise den Wunsch, mehr und besser zu essen.

„Na wissen Sie“, erhitzte sich der Direktor, „wenn Sie so argumentieren, können wir die Gäste gar nicht mehr befriedigen, und sollten die Portionen noch so groß sein!“

„Versuchen Sie's trotzdem!“ beharrten wir. „Das ist Ihre Pflicht! Sie müssen bloß darauf achten, daß das Kalbfleisch auch wirklich in den Topf gelangt und nicht daneben, daß die Schweineschnitzel so geschnitten werden, wie sich's gehört und nicht auf Kosten der Gäste kleiner.“

Beiläufig und mehr im Scherz brachten wir die Rede dann auch auf die Legende mit den fünf Broten und den fünf Fischchen. Den Direktor riß es regelrecht vom Stuhl: „Die Adresse?“ rief er.

„Was für eine Adresse?“

„Na von diesem Mann!“

„Der ist lange tot“, erwiderten wir bedauernd, „Sie müssen Ihre Gäste schon allein satt machen, weniger mit Hilfe von Wundern als mit schmackhaften Gerichten.“

„Welch ein Jammer“, sagte der Direktor betrübt, „ein unbezahlbarer Mann in unsrer Branche! Dem hätt ich glatt drei Monatsgehälter gezahlt! Ach was drei – fünf! Ich hätt sie ihm gegeben, so wahr mir Gott helfe!“

Dann verfiel der Direktor in heftiges Nachdenken.

Er grübelte lange, schließlich sagte er zu einer der Servierinnen: „Schicken Sie mir mal den Chefkoch her!“

Der Chefkoch kam; es war ein schon älterer, solide wirkender Mann, der offensichtlich sein Fach verstand.

„Machen Sie sich bekannt“, sagte der Direktor. „Das ist unser Chefkoch, Gerassim Petrowitsch Boeufstroganowitsch. Vierzig Jahre im Beruf! Ein ausgezeichnete Fachmann!“

Gerassim Petrowitsch nahm bescheiden am Tisch Platz.

„Sie wünschen, Genosse Direktor?“ fragte er.

„Haben Sie mal von einer Legende gehört, mein Lieber, der zufolge ein Mann mit fünf Broten fünftausend Menschen satt gekriegt haben soll?“

„Hmm, ja, ich erinnere mich dunkel, hab's gehört, als ich noch ein Kind war. Damals sprach man von so einem Wunder. Ich weiß allerdings nicht mehr, ob die Leute nun wirklich satt geworden sind oder nicht.“

„Es heißt, sie wären tatsächlich satt geworden, es wären sogar einige Brotkrumen übriggeblieben und einige Fischreste.“

„Das ist natürlich ein Märchen“, sagte der Chefkoch und

zündete sich eine Zigarette an. „Obwohl . . . ähnliche Wunder gibt's auch hier in der Arbeit.“

Bei diesen Worten seufzte er traurig auf.

„Warum seufzen Sie denn so schwer, Gerassim Petrowitsch?“ fragten wir interessiert.

„Ach, nur so . . .“, antwortete der Chefkoch ausweichend.

„Dann verraten Sie uns doch bitte mal“, erkundigten wir uns weiter, „– vorausgesetzt, es ist kein Betriebsgeheimnis –, wie Sie es zuwege bringen, ein Brathuhn beispielsweise so zu zerteilen, daß alle Portionen nach Qualität und Quantität gleich sind, daß die Kalorien stimmen und der Gast zufrieden ist.“

„Tja, das ist eine knifflige Rechnerei!“ sagte Gerassim Petrowitsch lachend.

„Dennoch würden wir's gern wissen. Bei uns zu Hause geht nämlich das Hühnertranchieren nie ganz reibungslos vonstatten . . . Leider hat ja so ein Vogel nur zwei Keulen, von den vier Mann am Tisch aber möchte jeder eine . . . Natürlich weiß sich die Hausfrau zu helfen; wenn die beiden Hühnerbeine verteilt sind und der Dritte in der Runde zu sehr herumrörgelt, gibt sie ihm eins mit dem Kochlöffel über die Nase. Aber dafür ist sie die Hausfrau, kann sich so was leisten. Doch wie machen Sie das? Ihnen steht es ja nicht an, einem starrköpfigen Gast eins mit der Schöpfkelle überzubraten . . . Wie ziehn Sie sich aus der Affäre, das würde uns wirklich interessieren!“

Gerassim Petrowitsch warf dem Direktor einen kurzen Blick zu und sagte dann: „Also gut . . . Nehmen wir mal an, wir bekommen vom Stützpunkt zwanzig Hühner geliefert. Jedes dieser Hühner muß ich in eine bestimmte Anzahl Portionen zerlegen, denn laut Tageskarte gibt es ‚Brathuhn garniert‘ . . . Na ja, dann geben sie mir aus dem Lager eben fünfzehn Hühner, und ich brate sie . . .“

„Moment mal, Gerassim Petrowitsch, Sie haben doch gesagt, der Stützpunkt hätte Ihnen zwanzig Hühner geliefert! Wieso braten Sie dann nur fünfzehn?“

Der Direktor begann unruhig auf seinem Stuhl hin und her zu rutschen.



„Sie haben sich gewiß versprochen, Gerassim Petrowitsch“, versuchte er geradezurücken, „der Stützpunkt hat zwanzig geliefert, und diese zwanzig braten Sie dann.“



„Auch das kann vorkommen“, bestätigte der Chefkoch. „Ich stecke dann die zwanzig Hühner in die Pfanne, nehm später fünfzehn und zerlege sie in gleiche Portionen . . .“

„Halt, halt, Gerassim Petrowitsch“, unterbrach ihn der Direktor, „Ihnen ist da schon wieder ein Irrtum unterlaufen: Einerseits stecken Sie zwanzig Stück in die Pfanne, andererseits zerlegen Sie nur fünfzehn . . . Sie versprechen sich dauernd . . .“

„Wie gesagt“, fuhr der Chefkoch fort, „ich zerteile die fünfzehn Hühner, denn im gegebenen Fall sollten die fünf restlichen nicht roh, sondern gebraten abgezweigt werden . . .“

Der Direktor begann noch heftiger hin und her zu rutschen, aber der Chefkoch ließ sich dadurch nicht beirren und fuhr fort: „Oder nehmen wir Schweinekoteletts . . . Vom Stützpunkt bekomme ich, sagen wir mal, zweihundert Stück geliefert. Also greif ich mir hundertachtzig und brate sie . . .“

„Schon wieder falsch . . .“

Doch der Chefkoch achtete nicht mehr auf die Einwände des Direktors, er redete, redete, redete . . .

„Wenn sie mir etwa hundert Kilo Kartoffeln vom Stützpunkt bringen, nehm ich fünfundsiebzig Kilo, schäl und koch sie, brat sie mitunter auch . . .“

Doch da hielten wir es nicht mehr aus: „Was ist das bloß für eine Rechnerei?“ riefen wir.

„Nicht anders als in Ihrer Wunderlegende“, erwiderte Gerassim Petrowitsch und erhob gleichfalls die Stimme.

„Die Gäste werden mit fünfzehn Hühnern abgespeist, wenn zwanzig vorgesehen sind. Genauso ist's bei den Koteletts, den Kartoffeln . . . Es ist auch schon vorgekommen, daß auf der Karte Pute ausgewiesen war, auf dem Teller aber simples Huhn lag . . . Doch um der Wahrheit die Ehre zu geben – das war noch zu Zeiten eines früheren Direktors . . .“

„Ja, hatte das denn keine Folgen?“ fragten wir.

„Zunächst nicht. Der Direktor damals war Sawwa Kusmitsch, abgelöst wurde er von Kusma Sawwitsch.“

„Und wo steckt dieser Kusma Sawwitsch jetzt!“

„Dort, wo auch Sawwa Kusmitsch ist!“

„Da herrscht unter den Direktoren also eine große Fluktuation?“

„Eine Fluktuation von Puten bewirkt auch eine Fluktuation der Direktoren! Das ist eine Gesetzmäßigkeit! Und was noch auffällt: Während die Puten vertikal nach oben wandern, wandern die Direktoren horizontal bis vors Volksgericht . . . Ich weiß ja auch nicht, woran das liegt“, Gerassim Petrowitsch zuckte die Schultern. „Ob wir hier nur Pech haben, oder ob der Standort unserer Gaststätte ungünstig ist . . . Woanders jedenfalls gibt es eine solche Fluktuation von Hühnern, Puten und Direktoren nicht.“

„Vielleicht sind die Puten bei Ihnen besonders beweglich und unternehmungslustig?“

„Kann schon sein . . . Eins jedenfalls ist gewiß: Ich hab's satt, dauernd Wunder in der Art der fünf Brote und fünf Fische zu vollbringen. Es wird Zeit, daß damit Schluß gemacht wird!“ sagte Gerassim Petrowitsch entschieden.

Welcher Meinung entschieden auch wir waren!

---

## GEWANDTHEIT

Wer, frag ich euch, möchte nicht sein Stück Brot mit Butter haben?

Ach, das möchte jeder!

Freilich wißt ihr ja alle: Will jemand auch nur ein klitzekleines Stück Brot mit Butter essen, muß er beides erst mal besitzen.

Um Brot wie Butter zu besitzen, muß er es erst mal kaufen.

Um Brot wie Butter kaufen zu können, muß er Geld haben.

Dieses Geld aber muß er erst mal verdienen.

Um es aber zu verdienen . . .

Gott, was seid ihr schwer von Begriff! Wozu gibt es in Charkow eigentlich die Wohnungsnot?

Ihr seid knapp bei Kasse?

Gebt euch schlicht und einfach als Makler aus. Sagt den Leuten, wenn überhaupt jemand imstande sei, ihnen ein Zimmer zu beschaffen, dann ihr und kein anderer auf der ganzen weiten Welt . . .

Das ist schon alles.

Ihr werdet fortan jede Menge Geld haben und euer ehrlich verdientes Stück Brot mit Butter.

Ihr werdet dem Leben lächelnd ins Gesicht sehn und allabendlich euren Gott bitten: „Mach doch, lieber Gott, daß die Wohnungsnot noch viele Jahre anhält!“

Sich als Makler auszugeben ist keinesfalls schwierig.

Ein bißchen schwieriger ist es da schon (aber wirklich nur ein bißchen!), in irgendeinem (möglichst zentral gelegenen) Hinterhof einen halbverfallenen Schuppen aufzuspüren . . .

Dann seid ihr ein gemachter Mann.

Ihr schnappt euch jemanden (genauer gesagt, dieser Jemand schnappt euch!), der dringend ein Zimmer sucht.

Solche Leute gibt's in Charkow wie Sand am Meer, aber wem erzähl ich das!

„Sie brauchen ein Zimmer?“

„Und wie dringend, mein Bester! Nur für sechs Monate!“

„Ich könnte Ihnen da einen Raum anbieten“ (spricht besser von „Raum“, nicht von „Zimmer“), „zentral gelegen, Hinterhof, Parterre . . . Im Gebäude ist elektrisch Licht, Wasser und Zentralheizung . . . Nicht mal ein Abstandsgeld müssen Sie zahlen, nur die Quadratmeter werden berechnet . . .“

„Sie sind ein Engel! Bitte, bitte, zeigen Sie's mir!“

„Das wär schon zu machen, freilich unter einer Bedingung: Sollte es Ihnen nicht gefallen, bekomm ich drei Rubel, sozusagen für die Mühe . . .“



„Einverstanden, mein Bester, führen Sie mich schnell hin!“  
Und ihr führt diesen Jemand hin . . .

„Es gefällt Ihnen nicht? Macht drei Rubel . . .“

„Sie haben doch aber von elektrischem Licht gesprochen, von Wasser und Zentralheizung!“

„Ich hab gesagt: im Gebäude. Dort gibt's das ja auch alles, Sie können sich selbst überzeugen. Ich hab kein bißchen übertrieben . . . Ich hab ja nicht von diesem Raum speziell gesprochen . . .“

„Aber das da ist ein elender Schuppen!“

„Nennen Sie's, wie Sie wollen – für mich ist es ein Raum. Und nun die drei Rubel, das war so abgemacht . . .“

Wenn ihr das fünfmal am Tag macht, habt ihr sowohl euer Stück Brot gesichert als auch die Butter . . .

Also dann, Mitbürger, haltet euch ran!  
Es gibt eine ganze Menge Leute, die ihr Geld auf diese Weise verdienen. Sie leben nicht schlecht dabei.

1926

---

## PRODUKTIONSQUALITÄT

Eines schönen Tages fuhr ich mit der Eisenbahn. Als wir auf einer Station hielten, nahm ich ein Glas aus meinem Koffer und stieg aus, um mir Wasser zu holen. Das volle Glas stellte ich dann auf dem Tischchen meines Abteils ab. Ein älterer Mann neben mir fragte, ob er einen Schluck trinken dürfe.

„Aber bitte“, sagte ich, „trinken Sie ruhig.“

Der Mann trank, bedankte sich und sagte, während er das Gefäß kritisch musterte: „Sehn Sie sich bloß dieses Glas an.“

„Wieso, was ist damit?“ fragte ich.

„Schaun Sie doch nur, wie schlecht es gemacht ist. Die Ränder gratig und schief, man hat direkt Angst, es an den Mund zu führen. Angst, sich zu schneiden.“

„Stimmt“, sagte ich. „Entweder sie können oder sie wollen nicht. Eine miserable Arbeit. Man sollte meinen, wir könnten schon bessere Sachen herstellen.“

Wir kamen ins Plaudern.

„Ich arbeite selbst in einer Glasfabrik“, erzählte mein Abteilnachbar. „Ich bin schon lange in dieser Branche, und ich sage Ihnen, das ist nichts als Schluderei! Keiner im Betrieb, der ein Auge auf diese Dinge hat! Die arbeiten husch, husch – Hauptsache, sie haben's vom Tisch. Den Verantwortlichen reicht die Planerfüllung auf dem Papier, die Qualität aber und die Meinung der Arbeiter ist ihnen egal . . . Dann kommt eben so was heraus wie dieses Glas, das man sich scheut, mal in die Hand zu nehmen . . .“

„Dann stimmt's also“, unterbrach ich ihn, „daß wir inzwischen auch Qualität liefern können?“

„Natürlich stimmt's. Ich weiß zwar nicht, aus welchem Betrieb dieses Glas stammt, aber ich weiß, daß es zum Beispiel bei uns nie ausgeliefert worden wäre. Schon wegen unserm Direktor nicht.“

„Demnach flutscht die Produktion bei Ihnen?“

„Sie flutscht. Und wissen Sie auch, weshalb?“

„Na?“

„Uns hat eine Magenerkrankung geholfen.“

„Eine Magenerkrankung?“

„Ja, so ist's . . . Sie müssen wissen, daß wir alles mögliche aus Glas herstellen: Flaschen, Gläser, Lampenschirme, Apothekengefäße. Auch Endstücke für Klistiere gehören zu unserem Sortiment. Na ja, früher haben wir Gott weiß was zusammengefummelt, Hauptsache, es war fertig, wie bei diesem Glas hier. Die Leute würden's sowieso kaufen,



gab ja nichts Besseres. Eines Tages aber kriegte es unser Direktor mit dem Magen, und der Arzt verschrieb ihm einen Einlauf. Seine Frau kam zu uns ins Lager und verlangte ein Endstück für die Klistierspritze. Sie bekam auch eins . . . und das hat sie ihm reingesteckt. Der Direktor fuhr hoch, wie von der Tarantel gestochen: ‚Was hast du mir da für 'nen Igel reingewürgt!‘

Seine Frau, zu Tode erschrocken: ‚So beruhige dich doch, Wanja! Was meinst du mit Igel? Der ist aus euerm Betrieb!‘  
‚Aus unserm Betrieb?‘

Und er schnappte sich das Ding, knallte es mit aller Gewalt auf den Fußboden!

Schon am nächsten Tag berief er eine Vollversammlung ein, der eine Produktionsberatung nach der andern folgte. Er

hat sich so ins Zeug gelegt, der Direktor, daß unser Betrieb inzwischen an erster Stelle steht. Unsre Erzeugnisse sind jetzt wie aus Kristall, sag ich Ihnen. Und keiner, der was dagegen hätte.“

Mein Abteilmachbar schwieg, ich aber dachte: Sieh an. Was Gott schickt, hat also tatsächlich sein Gutes!

1927



---

## APPETIT AUF HAUSEN

Der Leiter der Arbeiterversorgung für die Eisenbahner berief eine Dienstbesprechung „im engsten Kreise“ ein.

Es nahmen teil sein Stellvertreter Barmenko und der Verantwortliche für Beschaffung Schlapak.

„Wo sind wir exakt lokalisiert?“ fragte der Leiter. „Oder anders ausgedrückt, wo sind wir zu Hause?“

„Was heißt wo?“ antworteten Barmenko und Schlapak wie aus einem Mund. „In Odessa natürlich!“

„Und wo ist Odessa lokalisiert?“

„Na wo schon. Am Schwarzen Meer“, erwiderten Barmenko und Schlapak.

„Genau. Und was ist nach eurer Meinung im Schwarzen Meer lokalisiert?“ fuhr der Leiter fort.

„Hmm . . . Fische gibt's da.“

„Na wunderbar. Und was für Fische sind da lokalisiert?“ wollte der Leiter nun noch wissen.

„Was für Fische? Na, alle möglichen: Anchovis, kleine Heringe, Meerbarben, Makrelen, Äschen, Störe, Kaulköpfe, bestimmte Karpfenarten, Hausen!“ zählte Schlapak behende auf.

„Und noch vieles andre mehr!“ fügte Barmenko gewichtig hinzu.

„Na fein. Dann sagt mal, was ihr glaubt: Mögen unsere Eisenbahner Fisch, oder mögen sie keinen?“ Der Leiter durchbohrte seine Gesprächspartner mit den Blicken.

„Wie können Sie da fragen. Und ob sie ihn mögen, unsre Eisenbahner, sie lieben Fisch!“ Der Verantwortliche für Beschaffung wurde von Enthusiasmus gepackt. „In allen Varianten, gebraten, mariniert und überhaupt!“

„Nicht zu vergessen den Kaviar!“ fügte Barmenko gewichtig hinzu. „Den lieben sie gleichfalls sehr.“

„Stimmt, genauso sieht's aus!“ bestätigte der Leiter. „Unsre Eisenbahner mögen Fisch, und sie mögen Kaviar. Nun frag ich euch aber, wer sind wir? Sind wir nicht die AV, die Arbeiterversorgung? Folglich ist es unsere verdammte

pflicht und Schuldigkeit, unsere Eisenbahner mit Fisch zu versorgen!“

„Und mit Kaviar!“ fügte Barmenko gewichtig hinzu. „Und mit allem, was sonst noch dazu gehört!“

„Sehr richtig!“ pflichtete ihm der Leiter bei. „Unsere Eisenbahner müssen Kaviar bekommen und was sonst noch dazu gehört. Die Frage ist nur, auf welche Weise?“

Die Beratungsteilnehmer versanken in Nachdenken.

„Ihr wißt es nicht?“ forschte der Leiter. „Dabei ist es ganz einfach: Wir müssen Fisch fangen, das ist es! Wir müssen eine Fischereigenossenschaft ins Leben rufen. Jawohl!“

„Genau!“ bekräftigten Barmenko und Schlapak. „Nur benötigen wir dafür Netze und eine Fischfangflotte, das heißt diverse Kutter und Boote. Und nicht zuletzt brauchen wir Fischer.“

„Ist klar, daß wir das brauchen! Es gilt eine Genossenschaft aufzubauen, die über all das verfügt. Ich denke, Sie, Genosse Schlapak, wären der richtige Mann dafür. Mir ist schon mehrfach aufgefallen, daß Sie eine angeborene Begabung für alles besitzen, was mit Fisch zusammenhängt. Sardinenbüchsen zum Beispiel öffnen Sie ganz famos! Einfach mit einem Messer – ritsch, ratsch, und Sie haben's geschafft!“

„Sprottenbüchsen genauso!“ fügte Barmenko gewichtig hinzu.

„Das wär's also, Genosse Schlapak, gehn Sie an die Arbeit. Und zwar unverzüglich!“

Und Schlapak machte sich daran, die Fischereigenossenschaft zu gründen. Es versteht sich von selbst, daß er fürs erste Netze und einen Kutter erwarb. Dafür gingen nicht mehr und nicht weniger als eine Million dreihundertfünfhunderttausend Rubel drauf. Eine Bagatelle freilich, wenn man bedenkt, was für gewaltige Schiffe auf dem Schwarzen Meer kreuzen – die reinsten Dreadnoughts.

Nachdem die Fischfangflottille mitsamt Ausrüstung angeschafft war, mußten selbstverständlich auch ein Direktor für die Genossenschaft her und der dazugehörige Apparat, das heißt die verschiedensten Sektoren und Abteilungen: Buch-

haltung, Technik, Planung, Kader, Versand, künstlerisches Laienschaffen usw. usf.

Zum Ersten Direktor wurde der Genosse Makrelowitsch berufen, ein alter, erfahrener Fischersmann.

Schlapak fragte, als er ihn in sein Amt einführte: „Haben Sie schon mal Fisch gefangen?“

„Na und ob!“ erwiderte Makrelowitsch stolz. „Von Kindesbeinen an. Ich war gerade mal fünf, als ich schon im Irpen stand und mit meiner Hose kleine Plötzen fing. Das ist ganz einfach: Man bindet die Hose zusammen, so daß sie eine Art Schleppnetz bildet, und zieht sie durchs Wasser. Das Ergebnis war nicht zu verachten! Später ging ich dann zum Kescher über. Einmal hatte ich sogar einen passablen jungen Hecht drin! Kurz, in Dingen der Fischerei kenn ich mich ausgezeichnet aus!“

„Hausen haben Sie aber noch nicht gefangen, oder?“

„Nein, Hausen noch nicht. Doch mein Großvater hat mir erzählt, daß sein Großvater im Irpen mal einen Hausen an die Angel bekommen hat. Eigentlich war er auf Welsfang aus, aber der Hausen ist klammheimlich herangeschwommen und ruckte urplötzlich mächtig an der Schnur! Der Großvater konnte bloß noch ein ‚Kra . . .‘ von sich geben, da lag er auch schon mit hängender Unterlippe und all seinen Netzen im Wasser. Natürlich hatte der Hausen die Angel völlig ramponiert, doch als er den Alten erblickte, der zu Tode erschrocken war, bekam er seinerseits solch einen Schreck, daß er Fersengeld gab! Als der Fluß dann immer flacher wurde, sprang er an Land und über die Wiesen quer durch bis Teterewo! Und die Hausenkinder hinterdrein! Das ganze Gras haben sie niedergewalzt . . . Na ja, von Teterewo aus erreichten sie den Dnepr, vom Dnepr das Schwarze Meer, und da jaulten sie dann allesamt vor Freude! Ein Prachtexemplar war das, ganz und gar schwarz!“

„Ach ja, wenn wir nur auch solche Hausen fangen könnten!“ seufzte Schlapak schwärmerisch. „Solche an die siebenhundert Pud, das wär nicht schlecht! Gibt’s die überhaupt?“

„Na klar! Und noch viel größere!“ bekräftigte Makrelowitsch. „Der Großvater hat erzählt, daß jener Hausen vom

Irpen neunhunderteinundvierzig Pud und vierzehn Pfund wog. Aber das ist kein Problem, wir werden trotzdem welche fangen! Wär ja gelacht!“

„Abgemacht“, sagte Schlapak, „ich ernenne Sie hiermit zum Direktor. Beschaffen Sie sich geeignete Räumlichkeiten, richten Sie sich ein Arbeitszimmer ein. Und daß Sie mir ja Hausen fangen . . .“

„Kein Grund zur Besorgnis, der Hausen wird rangeholt!“ Makrelowitsch richtete sich ein Arbeitszimmer ein und organisierte den dazugehörigen Apparat.

Zwar versäumte er, auch die dazugehörigen Fischer einzustellen, doch das war nicht weiter von Belang. Schon der Apparat schluckte ja an die dreißigtausend Rubel im Monat. Was bestimmt kein Pappentier ist!

Die Fischer traten auf den Plan, als das Frühjahr vorüber war; leider beißen die Fische bekanntlich im Sommer nicht allzu gut. Um es kurz zu machen: Makrelowitsch fing zwar keinen Hausen, dafür aber einige kleine Heringe.

„Was denn“, argumentierte er, „sind Heringe vielleicht keine Fische?“

Als Schlapak gewahr wurde, daß es keinen Hausen gab, fing er sich einen neuen Direktor. Für Makrelowitsch kam Karpfenko.

„Haben Sie schon mal Hausen gefangen?“ fragte Schlapak.

„Und was für einen!“ antwortete Karpfenko. „Er wog an die tausend Pud!“

„Na-na-na-na!“

„Tausend Pud, so wahr mir Gott helfe!“

„Hat er auch gejault?“

„Aber ordentlich! Wie es sich für einen richtigen Hausen geziemt!“

„Und hatte er Kaviar?“

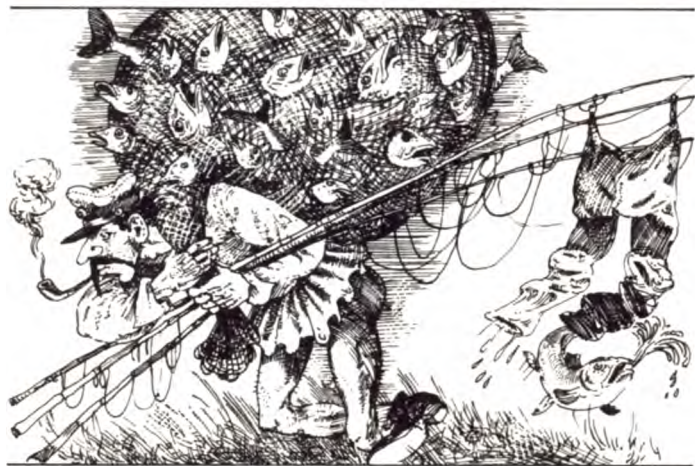
„Zwei Wagenladungen voll haben wir rausgeholt. Wir hätten noch mehr haben können, aber die Konservendosen reichten nicht aus. Göttlicher Kaviar war das! Als der Hausen so vor uns lag vom Kopf bis zum Schwanz, sah man rechts den gepreßten Kaviar und links den körnigen. Taufisch, sag ich Ihnen! Heilige Jungfrau, war das ein Kaviar!“

Bloß die Zitronen haben wir nicht mehr gefunden, die hatte er schon abgelächt. Mitunter fängt man aber auch Hausen mit Zitronen. Ganz im Vertrauen, Genosse Schlapak“, schloß Karpfenko selbstbewußt, „einen Hausenkenner wie mich werden Sie so bald nicht wiederfinden.“

„In Ordnung, Genosse Karpfenko“, entschied Schlapak, „ab heute sind Sie Direktor.“

Und Karpfenko machte sich ans Werk.

Doch er werkte nicht lange, der neue Direktor, versuchte er doch, den Ertragsplan zu senken. Die Leitung verlangte einen Fang von hundert Tonnen, Karpfenko wollte sich lediglich auf fünfzig festlegen.



Karpfenko wurde von einem gewissen Barbenko abgelöst. Barbenko fand sich wie ein alter Seebär am Ufer des Schwarzen Meeres ein und gab, ohne lange zu überlegen, mit herrischer Stimme das Kommando: „Volldampf voraus! Kurs halten!“

„Zu Befehl, Volldampf voraus! Zu Befehl, Kurs halten!“ Mit Hausen war trotzdem nichts. Einzig ein paar Kaulköpfe fingen sich im Netz, sie verscheuchten die Hausen.

„Barbenko ablösen!“ befahl Schlapak. „An seiner Stelle Karausch berufen!“

Karusch wurde berufen. Er machte sich unverzüglich auf Hausenjagd und fing . . . zwei kleine Seehunde: ein Männchen und ein Weibchen. Sie waren nicht übel, die Hundchen – hatten glattes Fell und bellten. Jetzt leben sie im Zirkus und lernen jonglieren sowie auf Hinterfüßen laufen. Wie gesagt, ausgesprochen sympathische Tierchen!

Seit Karuschs Amtsantritt ist ein Jahr vergangen.

Folgende Ergebnisse liegen vor:

Ausgegeben wurden

1. für die Netze und die Fischfangflottille	1 Mill. 315 Tsd. Rubel
2. für das Inventar, Benzin u. a.	613 „ „
3. für die Gehälter der Fischer und Angestellten	360 „ „
4. für die Reparatur der Netze	43 „ „
Macht insgesamt:	2 Mill. 331 Tsd. Rubel

Gefangen wurden

1. Fisch (Kaulköpfe und kleine Heringe) 35 Tonnen
2. Zwei junge Seehunde.

Bei einem Verkaufspreis von 4 Rubeln betragen die Selbstkosten für ein Kilo Kaulköpfe, die Seehunde einbegriffen, etwa 70 Rubel. Im zweiten Jahr des Bestehens der Fischereigenossenschaft wurden weitere 400 Tausend Rubel verbraucht. Gefangen wurden 6 400 Kilogramm Fisch.

Stellt man die Ausgaben im gesamten Zeitraum in Rechnung, so belaufen sich die Kosten für ein Kilo Fisch (einschließlich der Seehunde) an die 200 Rubel.

Soweit die Fischereiangelegenheiten der Arbeiterversorgung für die Eisenbahner.

Es stimmt schon, die Eisenbahner essen gern Fisch.

Allerdings werden sie nicht von ihrer eigenen Fischereigenossenschaft beliefert, sondern von anderen.

Die Hausen im Schwarzen Meer jaulen!

Die Staatsanwaltschaft am Ufer des Schwarzen Meeres aber schweigt.







---

## ERÖFFNUNG DER JAGDSAISON

Genaugenommen wird die Jagdsaison zweimal im Jahr eröffnet: am ersten August fürs Federwild und am ersten November für die Vierbeiner. Doch irgendwie ist es bei den Jägern Tradition geworden, das erste Datum als den eigentlichen Festtag zu begehen. Halten sie dann doch nach der langen Pause endlich wieder das geliebte Gewehr in den Händen und bekommen die Möglichkeit, nicht nur die eigenen Lebensmittelressourcen aufzufüllen bzw. Väterchen Staat bei der Fleischversorgung hilfreich unter die Arme zu greifen, sondern auch ihrem Vergnügen als Freund der Natur und Sportsmann zu frönen.

Woraus ersichtlich wird, daß die Jagd alles andere als ein Zeitvertreib für Müßiggänger ist. Vielmehr stellt sie eine durch und durch ehrenvolle Beschäftigung für Bürger wie ihr und ich dar . . .

Eröffnung der Jagdsaison – wieviel Mühen und Aufregung, ehe man endlich aufbruchbereit ist, Gewehr, Patronen, entsprechende Kleidung, Rucksack, kurz, alles beisammen hat, was für eine ernsthafte, erfolgreiche Jagd gebraucht wird . . .

Ach ja, wo soll's denn überhaupt hingehn?

Und wen nimmt man mit? Wohin?

Nun, wie kann man das so auf Anhieb entscheiden, wenn einem zum Beispiel heute gesagt wird:

„An den Seen von Borispol gibt es riesige Scharen herrlichster Enten! Sie können mir's glauben! Wenn die sich auf dem Wasser niederlassen, ist der See dichter bedeckt als von Entengrütze! Die kriegen kaum Luft, so eng hocken sie beieinander! Erst gestern hab ich mit einer jungen Frau aus der Gegend dort gesprochen, und die hat gesagt, der Gevatter von ihrem Schwiegervater hätte erzählt, seine Alte hätte es mit eigenen Ohren von ihrer Gevatterin gehört. Die Gevatterin wiederum hätt's aber mit eigenen Augen gesehen, als sie den Hanf im See wässern wollte, denn wegen der verdammten Enten hätte in dem Naß kein einziger

Halm Platz gefunden. Fahren wir also nach Borispol, einverstanden?“

„Einverstanden! Ich hab allerdings nicht allzu viele Patronen!“



„Dort brauchen Sie auch nicht viele. Im vorigen Jahr hat jemand mit einer einzigen Patrone vierundzwanzig Enten geschossen. Das macht bei fünf Patronen hundertzwanzig Stück. Alles durch die Bank Stockenten, müssen Sie wissen! Und ein Gewicht haben diese Vögelchen: Mehr als hundertzwanzig Stück kriegen Sie ohnehin nicht fort!“

Doch schon am nächsten Tag wird man gefragt: „Wo fahren wir denn hin zur Jagderöffnung?“

„Na, ich denke, nach Borispol.“

„Nach Borispol? Wieso denn das? Seit wann schwimmen Enten auf dem Trocknen?“

„Was soll das heißen, auf dem Trocknen?“

„Aber wissen Sie denn nicht, daß dort sämtliche Seen eingetrocknet sind! Im ganzen Frühjahr und Sommer hat da niemand auch nur eine einzige Ente quarren hören! Gewiß, mit Frühlingsbeginn sind wohl einige Dutzend angeflogen, doch haben sie bloß ein paar Runden gedreht – und sind dann gleich weitergezogen nach Nossowka. Haben Sie schon mal von Nossowka gehört?“

„Ja.“

„Genau dort haben sich die Enten niedergelassen. Vom ganzen Gebiet links des Flusses kamen sie zusammen. Bereits seit dem Frühjahr! Eine einzige Katastrophe: Sie haben alle Sonnenblumen niedergetreten. Und auf den Wiesen ist vor lauter Nestern kein Gras gewachsen. Ein Nest am andern, einfach kein Platz mehr fürs Gras! Nein, wenn schon zur Jagd, dann unbedingt nach Nossowka!“

„Also gut, fahren wir eben nach Nossowka!“

Und wieder einen Tag später: „Guten Tag! Na, bereit zur Jagderöffnung?“

„Aber klar.“

„Und wo geht's hin, nach Jagotin?“

„Nein, nach Nossowka.“

„Was denn, Sie wollen wohl Frösche jagen?“

„Wie kommen Sie auf Frösche?“

„Aber das ist doch bekannt: In Nossowka gibt's nichts als Frösche! Wenn Sie's auf Vögelchen abgesehen haben, kommt nur Jagotin in Frage. Da gibt's Enten! . . .“

Und so geht es weiter Tag um Tag.

Als zweites steht die Frage: Wen nehmen wir mit?

Großer Gott! Als wenn's nicht genug Weidmänner gäbe, die etwas für stille Abende am Wasser übrig haben und fürs zärtliche Rauschen des Schilfrohrs; Weidmänner, in deren Ohren der Ruf der Rohrdommel im Sumpf genauso lieblich klingt wie in den Ohren einer verträumten Blondine das zart werbende Gemecker des Ziegenbocks; Naturkenner, in deren Herzen das geheimnisvolle leise Plätschern des Sees tiefe innere Erregung bewirkt.

Denn wenn ihr euch über die Ereignisse des Tages ausgetauscht habt und unter einer Weide oder im Schutz einer Heumiete sitzt, tritt für kurze Zeit Stille ein, die bald darauf unweigerlich von Gesang unterbrochen wird. Es ist ein Lied, das aus ein und derselben Kehle zu kommen scheint und ans Gemüt greift:

Ach du mein Abendrot,  
Steig auf überm Wasser . . .



Und unter all diesen Männern soll's nicht einen einzigen geben, mit dem man zur Eröffnung der Jagd fahren könnte?

Nun, eure Wahl ist, sagen wir mal, auf Iwan Petrowitsch gefallen . . .

Auf dem grünen Teppich unter einer nachdenklichen Weide perlen die Erinnerungen über seinen berühmten Gordon daher: „Einen solchen Hund findet man heute nirgends mehr! . . . Hat der doch eines Tages in einem dichten Haselnußstrauch eine Waldschnepfe aufgebracht und ist so in seiner Vorstehhaltung erstarrt, daß keinerlei Pfeifen und Rufen ihn davon abbringen konnte! Bis schließlich die Nacht anbrach und ich ihn im Wald zurücklassen mußte, denn ich hatte am nächsten Morgen eine längere Dienstreise anzutreten. Als ich ein Jahr später wiederkam, dachte ich sofort an den Hund, ging in den Wald und suchte den entsprechenden Haselnußstrauch auf. Und was soll ich Ihnen sagen: Da steht doch das Skelett meines Gordon, und steht nicht nur einfach so da, sondern mit erhobener Vorderpfote! Tja, das war ein Prachtkerl von Hund! Vorstehhaltung noch im Tode! Einen solchen Hund hab ich mein Lebtag nicht wiedergesehn!“

Fahrt ihr dagegen mit Pjotr Iwanowitsch, so wird der euch erzählen, daß er lieber Wild jagt – das Federvieh, nun ja, das nimmt er mehr der Tradition halber mit. Pjotr Iwanowitsch bevorzugt die Jagd mit Hetzhunden. Eine Hündin hat er – mit Namen Flöte –, einfach Klasse! Die hat einen Wolf zwei Monate lang gehetzt, wenn's drauf ankam! Dabei hatte sie anfangs große Angst: Als sie das erste Mal auf einen Wolf stieß, kam sie wie der Wirbelwind und „kalkweiß wie eine Wand“ auf die Schneise geschossen!

„Einmal waren Flöte und mir vierzehn Wölfe auf den Fersen!“

„Was Sie nicht sagen, Pjotr Iwanowitsch, wirklich und wahrhaftig vierzehn Wölfe?“

„So wahr ich lebe! Fragen Sie Flöte! Und beide waren sie grau.“

Filipp Fjodorowitsch wiederum wird euch von einem alten

kurzsichtigen Buchhalter erzählen, einem leidenschaftlichen Weidmann, der immer den Späßen der anderen Jäger zum Opfer fiel.

Ihr werdet von dem Hasen erfahren, der nach einem Schuß dieses Buchhalters mit einem herzerreißenden „Mia-au“ die äußerste Spitze des nächstgelegenen Telegraphenmastes erklimmte, und auch von jener Begebenheit, da der zu Tode erschrockene Buchhalter seine Flinte zu Boden warf und Gebete ausstoßend, die ersten drei Kilometer nach Hause im Galopp zurücklegte . . .

„Dabei müssen Sie wissen, daß ich es war, der dem Kater ein Hasenfell übergestülpt und ihn am Telegraphenmast postiert hatte, genau dort, wo der arme Kerl von Buchhalter immer entlangging. Und das ist noch längst nicht alles. Eines Tages hefteten wir einem bereits erlegten Hasen mit einer Sicherheitsnadel einen Zettel mit der Aufschrift ans Fell: ‚Weshalb haben Sie mich getötet?‘ Dann setzten wir ihn unter einen Strauch und richteten es so ein, daß er von dem kurzsichtigen Buchhalter bemerkt werden mußte. Der ballerte auch prompt los, und der Hase lag – pardauz! – im Gras. Der Buchhalter lief hin zu ihm, was aber fand er? Den Vorwurf des armen Langohr! Gott, war das ein Gaudi!“

Oder würdet ihr etwa nicht lachen, wenn euch ein Großväterchen Geschichten aus seiner Jugend aufzählte, zum Beispiel, wie er immer mit Enten nach Hause kam, ohne überhaupt ein Gewehr zu besitzen?

„Ja, wie war denn so was möglich?“

„Ganz einfach. Auf einem bestimmten Flußabschnitt dort bei ihnen tummelten sich stets die Enten. Er schwamm rüber zu einer kleinen Insel und versteckte sich im Röhricht, denn er wußte, daß bald einer der Jäger herüberkommen und auf die im Schilf sitzenden Vögel schießen würde. Wenn er dann sah, daß sich einer ganz sacht anschlich, um plötzlich – ‚B-bumm!‘ – loszuballern, schrie er in seinem Schlupfwinkel aus Leibeskräften: ‚Hi-ilfe! Zu Hi-ilfe!‘ Natürlich gab der Schütze sofort Fersengeld, dachte er doch, er hätte jemanden getötet oder zumindest verwun-

det. Der Bursche im Versteck aber rasch die Sachen vom Körper gestreift, die Enten geschnappt, und ab nach Hause . . .“

. . . Eine Sternschnuppe fällt zur Erde. Das Glucksen einer Wasserratte ist zu hören. Schlaftrunken quarrt eine Stockente. Das Piepsen einer Rohrammer ertönt. Irgendwo in der Ferne der Pfiff einer Lokomotive . . .

Ihr aber liegt da und seid in Gedanken bei denen, die überall auf der Erde der Jagd nachgehen. Die in der Antarktis Wale, in der Taiga Eichhörnchen und Bären, in der Tundra Blaufüchse, im Polarmeer Walrosse erlegen . . . Es dämmt . . .

„Fiu-fiu-fiu!“ zerreißt der Schrei einer Krickente die Luft . . . B-bumm! Der erste Schuß ist gefallen! Die Jagd hat begonnen!

1945

---

## DIE SCHNEPFE

Eine Schnepfe – das ist für den Jäger in erster Linie ein Hund!

Wobei mir natürlich völlig klar ist, daß ihr eine solche Behauptung unmöglich für bare Münze nehmen könnt.

Doch wenn es sich auch von selbst versteht, daß eine Schnepfe kein Hund ist, jeder Weidmann weiß: Eine Schnepfenjagd ohne Hund ist einer Hochzeit ohne Musik vergleichbar.

Aber wie dem immer sei – wollt ihr über Schnepfen reden, muß zuerst über Hunde gesprochen werden; ohne Vorstehhund bekommt keiner eine Schnepfe zu Gesicht, geschweige denn zwischen die Zähne.

Und nachdem das klargestellt ist, können wir uns direkt über die Schnepfe unterhalten.

Also: Die Schnepfe ist ein kleiner Sumpfvogel, grau mit weißem Fleck auf dem Bauch, überaus wendig, mit sehr langem Schnabel und hohen Beinen; beim Auffliegen stößt sie einen ganz charakteristischen Schrei aus, und sie durchschneidet die Luft in so irrem Zickzack, als hätte sie sich vor dem Start mindestens zweihundert Gramm Wodka hinter die Binde gegossen.

O mein Gott, wie wohlschmeckend so eine Schnepfe ist! Eine wahre Delikatesse!

Und was ihr noch beachten müßt: Die Schnepfe gehört zu den wenigen Vogelarten, die man mitsamt den Eingeweiden brät; den Schnabel hübsch unter den Flügel gelegt, ein paar Tropfen Öl auf den Balg, und rein in den Backofen.

Ein ganz einmaliger Genuß, dieses Federvieh!

Fügt ihr noch ein bißchen saure Sahne hinzu und, so vorhanden, auch einen kräftigen Schluck – na, ihr wißt schon, wovon –, dann ergibt das eine Sinfonie, sag ich euch . . .

Kurzum, laßt uns unverzüglich auf Schnepfenjagd gehn!

Doch ich wiederhol es, ohne Hund ist eine Schnepfe weder eine Delikatesse noch eine Sinfonie, ohne Hund existiert sie überhaupt nicht.



Deshalb zunächst noch ein Wort zu den Hunden.

Was ein Hund ist, wißt ihr ja alle: Schnauze, vier Beine, Schwanz, und bellt.

Kommen wir nun zu den einzelnen Rassen von Jagdhunden, und da es konkret um die Schnepfenjagd geht, insbesondere zu den Vorstehhunden.

Es gibt da folgende Rassen:

1. Laverack-Setter.
2. Gordonsetter.
3. Griffon.
4. Irish-Setter.
5. Pointer.
6. Spaniel.
7. Pudel. Diese Rasse ist freilich in letzter Zeit ziemlich entartet, wurde gewissermaßen zum „Knudel“.

Und welche Rasse ist nun die beste?

Immer diejenige, mit der ihr auf Jagd geht!

Habt ihr beispielsweise einen Laverack erworben, so erweist sich schon sehr bald, daß es nie einen Hund gab oder geben wird, der ihm das Wasser reichen könnte.

„Was für ein Prachtkerl!“ sagt ihr. „Kein Hund, der reinste Edison! Tatsache. Hört nur, was mir mit ihm passiert ist. Eines Tages gingen wir beide auf Jagd . . .“

Und dann fließt euer Redestrom nur so . . . Wer will, kann zuhören oder es lassen, Fakt bleibt jedenfalls, daß es nie einen solchen Hund gab oder geben wird.

Zu welcher Rasse ich euch raten soll?

Nehmt ruhig jene, die ihr entweder bereits erworben habt oder zu erwerben beabsichtigt.

Als Weidmann in spe, der ein Gewehr hat, sonst aber völlig unbelastet von der Tradition an die Sache herangeht, macht ihr euch also auf die Suche nach einem passenden Hund.

Eure Schwiegermutter – wie in den meisten Fällen ein nachsichtiges altes Muttchen – sagt, kaum daß sie den Wunsch ihres Schwiegersohnes vernommen hat, sofort freundlich, verständnisvoll und besonderes Gewicht auf die Zisch-

laute legend: „Du musst einen Ssetter kaufen. Dasss issst ein schschmuckes Hundchen, Akulina Kusminischschna zzum Beispiel hat einen. Wie der Männchen macht! Und dasss Wichtigssste – er isst einmalig reinlich! Ich werd mal bei Akulina Kusminischschna nachfragen, die kriegt bald Junge. Wenn sssie nicht, wo Gott vor sssei, draufgehn. Reinrassige Hundchen werden dasss, bessster Stammbaum!“

Einen oder zwei Monate später bekommt ihr von Akulina Kusminischschna so einen kleinen „schschmucken Ssetter“ überreicht.

Wie glücklich ihr seid! Immerhin ist es der allererste Jagdhund in eurem Leben. Der eigene!

Ihr behandelt ihn höchst liebevoll, umsorgt ihn wie ein kleines Kind, wie das anbetungswürdigste Geschöpf unter Gottes Sonne.

Ihr habt für euren Setter Halsband und Leine gekauft und stellt ihn einige Zeit später im Verband, Abteilung Gebrauchshunde, zur Begutachtung vor.

Den streng dreinschauenden Mann, dem ihr euren Liebling zeigt, seht ihr so flehentlich an wie in der Kindheit den barschen Vater, von dem ihr einen freundlichen Blick erhofftet oder gar eine Liebkosung.

„Nun?“ fragt ihr erwartungsvoll. „Ist doch ein prächtiges und reinrassiges Tierchen, oder?“

Der gestrenge Mann mustert euren Hund lange und aufmerksam, dann wirft er, mit einem Blick auf euch, gleichmütig hin: „Ein Knudel!“

„Mir wurde aber gesagt – ein Setter!“

„Na dann eben ein Setter-Knudel“, erwidert der Mann nicht minder gelassen.

„Und was soll nun mit ihm werden?“ fragt ihr mit einem Beben in der Stimme.

„Was soll schon werden? Ihn an dieser Leine aufzuhängen, wär schade, es ist eine sehr gute Leine. Ein einfacher Bindfaden tut's genauso. Weder sein Vater noch seine Mutter haben je auch nur einen Tropfen Setterblut in den Adern gehabt! Eben ein Knudel!“

Nach diesem Vorfall gibt es zwischen euch und eurer Schwie-

germutter einen kurzen, heftigen Wortwechsel, den die Alte wie folgt beschließt: „Akulina Kusminischsna isst keine Frau, die jemanden betrügt, sssie hat schon mit sssieben Jahren dass heilige Abendmahl empfangen und die Beichte abgelegt. Ich hätte esss nie für möglich gehalten, dasss sich meine Ljuda“ (eure Frau) „in der Wahl ihresss Partnerss fürsss Leben derart irren könnte. Dabei isst sssie doch meine Einzige! Wo sssoll ich jetzt bloss hin, und wer wird ihr künftig meine berühmten Pfannkuchen backen! Wie undankbar doch die jungen Leute heutzutage sssind! Wenn ich dir alsss Mutter einen Hund empfehle, sso sssolltest du nicht vergessen, dasss ich dass immerhin alsss Mutter getan habe. Schliessslich bin ich jetzt nicht mehr nur Ljudass Mutter, ssondern auch deine. Esss isst ein Ding der Unmöglichkeit, dasss diessser Hund ein Knudel und kein Ssetter ssein sssoll! Einen Knudel wollen sssie mir unterjubeln . . . Ljuda, mein Riechfläschchen!“



Wie gesagt, die größten Sorgen bereitet einem werdenden Jäger der erste Hund. Später wird es leichter!

Wenn ihr erst mal mit anderen Jägern und deren Hunden Bekanntschaft geschlossen habt, wenn ihr wißt, daß es einmal einen berühmten schwarzen Pointerrüden namens Kam-

bis und eine nicht minder berühmte Laverackhündin namens Ali gegeben hat sowie den berühmten Joe, einen Gordon, dann werdet ihr auch imstande sein, euch einen Welpen eurer Wahl zuzulegen.

Sollten euch zum Beispiel Pointer am meisten zusagen, so werdet ihr den Rat bekommen:

„Wassili Iwanowitsch hat eine Pointerhündin, in deren Adern echtes kambisches Blut fließt. Kambis I. in eigener Person ist einst über sie hinweggesprungen, als sie auf der Bahnstation Borispol aus dem Wagen geklettert war.“

Eines Tages ist es dann soweit – ihr habt einen wunderschönen Pointerwelpen erworben.

Wie nennt ihr ihn?

Natürlich Jack oder Joe oder Stack!

Nie im Leben werdet ihr ihm den Namen Browka oder Tern geben, da sei Gott vor: Ein solcher Name könnte die Talente eures Hundes – und sei er noch so göttlich – für immer und ewig zunichte machen.

Nun habt ihr das Hundchen also bei euch zu Hause.

„Ist er nicht ein prächtiger kleiner Kerl?“ fragt ihr eure Familie.

Eure Schwiegermutter, den Hund und euch mit dem gleichen vernichtenden Blick bedenkend, begibt sich wortlos in ihr Zimmer.

Eure Frau aber, Ljuda, sieht zunächst ihre Mutter, das heißt eure Schwiegermutter an, bevor sie, den Kopf des Hündchens streichelnd, sagt: „Wirklich ein hübscher kleiner Kerl. Wann wird er denn die Staupe kriegen?“

„Möglicherweise schon bald“, erwidert ihr.

„Na hoffentlich! Man sagt ja, wenn Hunde die Staupe überstanden haben, krepieren sie nicht mehr so leicht.“

„Ja, das stimmt, dann wirft sie so schnell nichts mehr um.“

„Aber an der Staupe können sie doch auch draufgehn, oder?“

„Ja, möglich ist es schon.“

„Ach, wenn er doch die Staupe recht schnell kriegen würde!“

„Wo bringen wir ihn unter?“ fragt ihr ablenkend.

Und sogleich vernehmt ihr aus dem angrenzenden Zimmer die Stimme der Schwiegermutter, die euch, mit besonderem Nachdruck auf den Zischlauten, den Rat gibt: „Wie wär’sss denn mit einem schschönen breiten Ehebett für ihn! Oder mit einem neuen Sssofa!“

„Mama“, sagt eure Frau begütigend, „reg dich doch nicht auf, er kriegt sowieso bald die Staupe.“

Dann geht’s an die Erziehung eures künftigen Jagdhundes, eine Erziehung, von der einmal alles abhängen wird: sowohl der Jagderfolg als auch der ästhetische Genuß, den eine Jagd mit einem blaublütigen Hund bietet.

Bereits einen Tag, nachdem das nette, reinrassige Hundchen bei euch Quartier bezogen hat, steht die Frage, wer hinter ihm aufwischen soll.

„Ich hab damit nichts zu schaffen“, knurrt die Schwiegermutter.

„Und ich hab schon fünfmal aufgewischt“, ergänzt eure Frau, „die Staupe hat er immer noch nicht.“

„Ich werd selbst saubermachen“, erklärt ihr entschieden.

„Wo sind bloß alle Scheuerlappen hin? Sonst hatten wir jede Menge davon, und jetzt ist kein einziger mehr da.“

Ihr wischt also die Pfützen selber auf . . .

So wie auch in diesem Augenblick. Es ist schon sehr spät, ihr habt Jack hingelegt und wollt nun gleichfalls schlafen gehn.

Jack aber denkt voll Wehmut an seine Mama, an die Brüderchen und Schwesterchen – er winselt kläglich.

Eure Schwiegermutter verläßt mit schlurfenden Pantoffeln ihre Festung, geht zu dem kleinen Kerl und sagt freundlich zu ihm: „Halt ja die Klappe, du Misssstschstück! Verrecken sssolltessst du, dasss geschschähe ihm ganz recht!“

Ihr aber räuspert euch und flötet: „Schlaf, Jackilein, schlaf, mein Guter!“

Und wieder die Stimme der Schwiegermutter: „Ja, ja, schschlaf nur, Hund! Schschlaf ein für immer und ewig!“

Endlich schlafen Jack, Schwiegermutter und Frau, endlich

kommt auch ihr zur Ruhe . . . Im Einschlafen freilich hört ihr, wie eure Frau im Traum fleht: „Staupe, liebe gute Staupe, wann erwischst du ihn endlich?“

Auf diese Weise wächst euer geliebter, reinrassiger Jack heran.

Er wächst, und ihr wischt auf.

Wischt auf und führt ihn Gassi.

Spaziergänge mit so einem kleinen blaublütigen Hündchen sind eine ausgesprochen angenehme, sportbetonte Beschäftigung, besonders wenn ihr zu diesem Zweck fünf- bis sechsmal am Tag fünf bis sechs Stockwerke bewältigen müßt.

Natürlich nutzt ihr diese Ausflüge gleich für die Ausbildung Jacks – er soll sich die Grundfertigkeiten eines Jagdhundes aneignen, die da heißen: bei Fuß gehen, apportieren, stöbern . . .

Besonders angenehm ist es, sein Hündchen das Auffinden und Bringen der Hausschuhe zu lehren.

Ein reinrassiger Welpen beherrscht diese Wissenschaft in zwei bis drei Tagen; zwei, drei Wochen danach werden die Hausschuhe sämtlicher Familienmitglieder, Nachbarn, kurz all jener Leute vor eurem Bett stehen, die gemeinsam mit euch die Kommunalwohnung teilen.

Die fröhlichste Zeit bricht an, wenn bei eurem Hündchen die Zähne durchkommen.

Eines schönen Morgens erwacht ihr, weil der kleine Kerl laut winselt, eure Frau Ljuda aber, außer sich vor Enttäuschung, zetert: „Meine Modellschuhe! Großer Gott, die einzigen Modellschuhe, die ich besitze!“

„Was ist denn los?“ fragt ihr verständnislos.

„Er hat meine Modellschuhe zerbissen!“

„Wer hat deine Modellschuhe zerbissen?“

„Na wer schon. Dein Jack natürlich!“

Zwei Wochen später verkehrt eure Frau nur noch per „Sie“ mit euch . . .

Und wieder eine Weile danach brechen auch die Beziehungen zu eurer verehrten Schwiegermutter ab, die per „du“ wie auch die per „Sie“, von ihren geliebten Pantoffeln sind nämlich lediglich die angenagten Brandsohlen übriggeblieben.

Doch das sind alles Lappalien. Ihr liebt euren Jack trotzdem, denn er apportiert bereits und sucht Gegenstände. Auch habt ihr mit eigenen Augen gesehen, wie er zum ersten Mal Vorstehhaltung einnahm, bevor er Jagd auf das buntgefiederte Huhn eurer Nachbarin machte . . .

Ihr hattet noch nicht mal „Faß!“ gesagt, da hatte er bereits den vollständigen Hühnerschwanz in der Schnauze, während das Huhn selbst auf dem Schuppendach saß und verstört fragte: „Gack-gack-gack-gack-gack-gack?“

Freilich passiert es auch, daß ihr nach Hause kommt und nicht mal euer Lieblingssöhnchen Jura mit euch zu sprechen wünscht.

„Was ist los?“ fragt ihr verwundert.

Schweigen. Angespannte Stille. Nur das besonders heftige Atmen aller Familienmitglieder im Raum.

„Was ist los, Jurotschka, nun sag schon!“

„Jack hat alle acht Koteletts gefressen.“

Und zu Neujahr könnt ihr unter Umständen zu hören bekommen: „Vom Truthahn ist nichts als der Bürzel übriggeblieben.“

„Da hat er also mit dem Kopf angefangen“, überlegt ihr laut.

Was solltet ihr auch sonst antworten?

So vergeht Tag um Tag, es naht der erste Geburtstag eures prachtvollen Hündchens.

Der Augenblick ist gekommen, den kleinen Kerl einem erfahrenen Ausbilder zu übergeben, einem Mann, der reinrassige Hunde für die Jagd abrichtet. Er wird aus eurem Jack jenen Hund machen, der „einmalig in der Welt“ ist.

Günstig ist es auch, wenn ihr selbst Verbindung zu diesem Mann aufnehmt.

Eins jedenfalls muß ich euch schon jetzt sagen: Solange euer Hündchen bei diesem Ausbilder ist, lauft ihr in altem Anzug und abgewetzten Schuhen herum, und eure Frau ist weit davon entfernt, sich Modellschuhe leisten zu können.

Ihr werdet sehr deutlich zu spüren bekommen, wie teuer ein Kilo Hafergrütze oder Hirse ist. Doch am erstaunlich-

sten wird sein, daß euer Jack innerhalb eines Monats gut und gern vier Pferde vertilgen kann.  
Und endlich ist er abgerichtet, euer Jack!

Ihr geht zum ersten Mal mit ihm auf Schnepfenjagd.

„Bei Fuß!“

„Faß!“

Jack prellt vor, unter ihm hervor aber springt eine gewaltige Kröte.

Zurückgekehrt von der Jagd, berichtet ihr euren Freunden:

„Ich schicke Jack mit den Worten los: ‚Lauf und sieh nach, ob es im Sumpf nicht ein paar Schnepfen gibt!‘ Jack rennt los, hetzt hierhin, hetzt, quer durch den Sumpf, dorthin, schnuppert an der Stelle, schnuppert an jener, bis er plötzlich mit hängender Zunge angeschossen kommt. ‚Na‘, frag ich, ‚was ist? Gibt’s welche?‘ Und er darauf: ‚Nein. . . .“

Schnepfen aber, meine Lieben, dürft ihr nicht ausnehmen, sondern müßt sie mitsamt den Eingeweiden braten.

Ach, was ist das doch für ein schmackhafter, herrlicher, zarter Vogel!

1945



---

## WIE MAN WILDENTENSUPPE KOCHT

*Für M. F. Rylski*

Da gab es einst den Ornithologen Mansbear, einen berühmten Mann, der kam auf Grund langjähriger Beobachtungen und wissenschaftlicher Untersuchungen ein für allemal zu dem Schluß, daß Wildenten außer auf dem Markt auch an kleinen Waldseen, im Schilf und an still-verträumten, smaragdgrünen Buchten anzutreffen seien . . .

Also macht ihr euch, wenn's um Wildentensuppe geht, zu den kleinen Waldseen auf, zum Schilf und den still-verträumten Buchten.

Selbstverständlich nehmt ihr ein Gewehr mit (so ein Ding zum Schießen), Patronen und einiges andere, das ihr unbedingt braucht, um richtig zielen und treffen zu können: einen Rucksack zum Beispiel, ein Brot, Konserven, Gurken, Tomaten, ein Dutzend hartgekochter Eier und einen Becher. Der Becher ist nötig, um im Falle eines Lecks das Wasser aus dem Kahn zu schöpfen.

Klar, daß ihr im Trupp aufbrecht, das heißt in einem aus fünf Mann bestehenden Kollektiv – schließlich sollen die Wildenten im Ergebnis gemeinschaftlichen Müehens in den Kochtopf wandern –, und natürlich hört ihr, kaum daß ihr im Zug (oder Auto) sitzt, den Ausruf: „Ach verdammt, ich hab meinen Becher vergessen! Hast du einen mit?“

„Hab ich.“

„Dann mußt du mir deinen leihen, falls wir zusammenbleiben sollten. Sonst müßt ich nämlich im Notfall mit der Flasche schöpfen, haha!“

Wildenten lassen sich besonders gern an stillen Abenden schießen, wenn die Sonne bereits untergegangen ist, wenn sie den blutroten Horizont passiert und einen letzten goldenen Gruß zu euch herübergesandt hat, bevor sie sich schlafen legt. Außer an den Abenden haben es die Wildenten allerdings auch morgens darauf abgesehen, von euch mit Schrot beflastert zu werden, in aller Frühe gewissermaßen, kaum daß es hell wird.

Die Jäger nennen diese Stunden das „Morgen- bzw. Abenddämmern“.

Ihr vernehmt in dieser Zeitspanne über, vor und hinter euch, zur Rechten und zur Linken nichts als das Schlagen und Pfeifen der Entenflügel.

Ihr ballert hierhin, dorthin, und das Echo ballert zurück. Es sind unvergeßliche Augenblicke!



Natürlich habt ihr das Abenddämmern verpaßt, und das kann auch gar nicht anders sein. Das Abenddämmern zu verpassen ist gewissermaßen ehernes Järgesetz. Schon beim Verlassen eures Hauses – ach, was heißt beim Verlassen –, bereits am Tag zuvor wißt ihr, daß ihr zum Abenddämmern zu spät kommt. Deshalb packt ihr an dem Tag, wo's zur Jagd geht, schon vom frühen Morgen an. Ihr vergeßt aber immer wieder was und stürmt schließlich voller Hast aus dem Haus hin zum Bahnhof oder Auto. Bekannten, die euch fragen, wo ihr hinwollt, ruft ihr nur zu: „Ich hab's eilig, das Abenddämmern zu verpassen . . .“

Kurz und gut – ihr kommt zu spät. Ihr langt am See an, wenn die Enten ihre „Motoren bereits abgeschaltet“ und die Zähne geputzt haben, wenn sie ihre Gymnastik zur Nacht einschließlich kalter Waschungen absolviert und die

Köpfe auf die Wasserrosen gebettet haben, um zu schlafen . . .

Freilich laßt ihr es euch nicht verdrießen, denn in der Nähe eines jeden kleinen Sees gibt es unter Garantie einen gemütlichen Heuschober oder herrlich duftende Strohmieten. Einen solchen Schober also macht ihr ausfindig und richtet euch behaglich darin ein. Ihr wühlt euch eine Kuhle im Heu, breitet den Wettermantel aus, macht euch lang und schaut zum blauschwarzen, sternenübersäten Himmel auf. Ihr ruht euch aus, denkt über den Tag nach . . .

Also gut, grübelt ruhig, wir bereiten uns inzwischen aufs Morgendämmern vor . . .

„Am besten, Kameraden, legen wir schon jetzt alles bereit, damit wir morgen früh keine Zeit verlieren und gleich ans Werk gehen können . . . Wo ist denn nur wieder mein Becher? Ich hab meine Leute doch ausdrücklich gebeten, mir alles hinzupacken.“

„Ja und, dann muß er doch da sein.“

„Eben nicht!“

„Mach dir nichts draus, ich hab einen! Ich hab es mir nämlich angewöhnt, den Becher am Rucksack festzubinden, kaum daß ich wieder zu Hause bin. Lieber das Gewehr vergessen, das macht einen nicht halb so nervös . . .“

Und nun beginnt das Interessanteste an der Entenjagd: die Stunde, da die alten und erfahrenen Weidmannskollegen die vielen ungewöhnlichen Begebenheiten aus ihrem Jägerleben zum besten geben. All diesen Berichten ist eines gemeinsam – sie schildern wirkliche Erlebnisse und enthalten nichts als die Wahrheit: „Was ich euch jetzt erzähle, werdet ihr kaum glauben, aber es ist tatsächlich so passiert . . .“

Am Himmel wirft ein Kosmosbürschchen übermütig mit Sternen um sich, schleudert goldene Garben ins tiefschwarze All; der Große Wagen neigt knarrend seine Deichsel zur Erde, und sacht verblaßt die Milchstraße; im Schutz des Heuschobers aber wird das filigrane Spitzengespinst des Jägerlateins gewoben. Es atmet sich friedlich und leicht . . .

Unmerklich wird die Stimme des Erzählers leiser, stockender, um schließlich ganz zu verebben.

Der Mann neben euch stößt einen tiefen Seufzer aus.  
„Worüber denkst du gerade nach, Iwan Iwanytsch?“  
„Über Amerika. Was die dort für eine Technik haben!“  
„Soso, und was hast du da konkret im Auge?“  
„Es heißt, daß sie dort einen doppelläufigen Becher entwickelt hätten!“  
Dann herrscht endgültig Stille . . .  
Ihr seid eingeschlafen . . .

In aller Herrgottsfrühe – es fängt gerade mal an, hell zu werden – verspürt ihr einen Rippenstoß: „Los, los, aufstehn! Es wird Zeit!“

„Hmmm . . .“

„Schnell doch, ein bißchen mehr Tempo!“

„Hm . . .“

„B-bumm!“

Mit dem Ruf „Fliegeralarm!“ springt ihr auf die Beine und gebt Fersengeld.

„Aber nicht doch, ich hab bloß auf 'nen Erpel geschossen.“

„Und natürlich danebengeballert.“

„Wie sollt ich das auch nicht, wenn ich so 'nen Angsthasen dabei hab wie dich! Du wärest ja vor Schreck beinahe in den See gepurzelt!“

Das Morgendämmern hat begonnen . . .

Nun freilich hängt alles Weitere von eurem Können, eurer Erfahrung und Meisterschaft ab. Denn die Ente ist ja bekanntlich ein Vogel; was heißen will, sie fliegt . . .

Wie man sie schießt?

Ganz einfach: Ihr müßt nur genau aufs Auge zielen. Und dann abdrücken.

B-bumm! – und in den Sack mit ihr. B-bumm! – und in den Sack.

Solltet ihr aber kein Glück gehabt haben, konkret gesagt: B-bumm! – und nicht in den Sack, nehmt's euch nicht weiter zu Herzen. Bemüht euch, auf dem Heimweg an einem Markt vorüberzukommen oder einen eurer Gefährten anzusprechen, der erfolgreicher war. Sagt ihm: „Das Stück wird zur Zeit für soundso viel gehandelt . . .“

Denn wie auch immer – wenn ihr zu Hause eintrefft, wird eure Familie sowieso sagen: „Die Enten scheinen jetzt ziemlich teuer zu sein.“

Dieser Bemerkung schenkt ihr natürlich keinerlei Beachtung; ihr macht euch vielmehr unverzüglich an die Zubereitung einer bernsteinfarbenen Wildentensuppe . . .

Wozu an erster und wichtigster Stelle das Rupfen der Ente notwendig ist.

Das am besten im eigenen Arbeitszimmer geschieht.

Ein gewisser Durchzug ist dabei nicht zu umgehen; damit euch die gerupften Federn nicht im Weg sind, müssen Fenster und Türen geöffnet werden. Ist die Ente dann gerupft, gleicht euer Zimmer einem Federbett.

Wenn ihr mit Rupfen fertig seid, wendet ihr euch an Mutter, Frau oder Schwester, je nachdem, womit ihr aufwarten könnt, und verkündet: „Das Vieh ist gerupft, nun seid ihr dran!“

Wenn aber die Mutter bzw. Ehefrau die Hände über dem Kopf zusammenschlägt und ausruft: „Das ist doch ein Huhn und keine Ente!“, erklärt ihr im Brustton der Überzeugung: „Das ist sehr wohl eine Ente. Die sind jetzt alle so beschaffen. Es ist eine Kreuzung.“

„Und warum ist die Gurgel durchgeschnitten?“

„Warum, warum! Daß ihr immer alles so genau wissen wollt! Als sie so dahinflog und sah, daß ich sie im Visier hab, sie also ohne Chance ist . . . nun ja, da hat sie sich eben die Gurgel durchgeschnitten. Was ist daran so Erstaunliches? Aber nun fangt endlich mit der Kocherei an, wenn ich bitten darf!“

Bleibt zu guter Letzt nur noch eins: die Suppe essen.

Wie man sie ißt?

Na mit dem Löffel natürlich.

Nach dem Essen macht ihr es euch auf dem Sofa bequem und nehmt Turgenjews „Aufzeichnungen eines Jägers“ zur Hand.

Ein wundervolles Buch!

1945



---

## DER HASE

### I.

Goldener Herbst . . .

Ach wie widerstrebt es doch den Blättern, von den Bäumen zu fallen – sogar der Himmel hoch droben hat sich vor Trauer gerötet, die Wälder sind dunkel geworden.

Düster rauscht die Eiche. Die Esche ist in Erwartung ihres Winterschlafs verstummt. Schwer seufzt der Ahorn. Und nur die Birke, die „ranke, schlanke“, unserm Herzen so nah, steht dort am Waldrand und kokettiert sozusagen mit ihrem weißen Leib. Wartet sie vielleicht auf ein Wiedersehen mit dem Maler Lewitan oder gar mit Tschaikowski und seiner Sinfonie? Wer will das so genau wissen.

Hoch am Himmel kreisen die Kraniche, rufen ihr „Kru-kru“ . . . Was wohl übersetzt heißen mag: Spürt ihr's, Brüder, liebe Brüder, wir fliegen bald fort . . .

Ach, goldener Herbst . . .

Um diese Zeit nun, stellt euch das vor, hat sich Meister Lampe zu seinem Kürschner getrollt, um sich dicke warme Flicker auf die dünnen Stellen seines Fells setzen zu lassen. Der Kürschner hat ihm auch die Ohren und Pfötchen gesäubert und ihm zu guter Letzt noch einen weißen Puschel angenäht.

Dann lief unser Hase zum Waldrand, setzte sich auf die Hinterläufe, putzte das Schnäuzchen und rief: „Was mich betrifft, Genossen Jäger, ich bin bereit. Je vous prie, fangt mich . . .“

„Merci für die Einladung“, antworten die Jäger. Und beginnen mit ihren Vorbereitungen für die Hasenjagd.

Selbstverständlich werden die warmen Hosen ans Tageslicht befördert. Die Patronen mit grobem Schrot gefüllt. Die derben Stiefel geputzt. Die amerikanischen Flanellunterhosen zu Fußlappen zerrissen. Die pfifferliche Sommerkappe wird in die Ecke geworfen und statt ihrer, soweit vorhanden, die solide Pelzmütze mit Ohrenklappen aufprobiert.

Was den Imbiß betrifft, so mögen Tomaten und Gurken für die Entenjagd taugen – die Hasenhatz erfordert kräftigeren Proviant: Speck und Wurst.

Einzig hier wie dort unabkömmlich: *der Becher*.

Bei der Entenjagd dient der Becher bekanntlich dazu, das Wasser aus dem Kahn zu schöpfen. Bei der Hasenjagd dagegen wird durch ihn – bis zu einem gewissen Grad jedenfalls – der Horizont überschaubar. Voraussetzung ist natürlich, daß man ihm durch den Grund schaut. Es heißt, die Gegend biete sich einem bei dieser Betrachtungsweise reliefartiger dar.

All die genannten Gegenstände liegen nun in strenger Reihenfolge auf dem Sofa. Von Zeit zu Zeit zählt ihr sie durch und prüft, ob ihr auch nichts vergessen habt. Ihr murmelt vor euch hin: „Die Hose ist also zur Stelle . . . Die Stiefel stehen bereit . . . Die amerikanischen Fußlappen und die Patronen sind ebenfalls da . . . Speck und Wurst freilich sind noch ein bißchen knapp.“

Diese letzte Überlegung trägt ihr der Familie vor, die euch jedoch versichert, Speck und Wurst seien durchaus reichlich bemessen.

„Und wo ist der Becher?“ fragt ihr in diesem Fall.

„Dort hängt er doch, am Rucksack.“

„Nein, ihr Lieben, so wird das nichts. Packt ihn nur richtig hinein in den Rucksack, sonst vergesse ich ihn womöglich noch. Und dann vergeht mir die Lust zur Hasenjagd.“

Endlich ist alles bereit. Ihr zieht euch schnell an und verabschiedet euch mit Worten von der Familie, die dem Anlaß angemessen sind: „Also bleibt schön gesund; um mich macht euch keine Sorgen. In zwei, drei Tagen bin ich wieder zurück.“

In diesem Augenblick fragt einer der Angehörigen: „Hast du überhaupt das Gewehr?“

„Ach richtig, das Gewehr brauch ich ja auch . . . Wo ist es denn bloß?“

Und euer Tantchen erwidert betrübt, daß damit der Schrank abgestützt wird. Ihm fehlt nämlich ein Fuß, weshalb er sich bedrohlich auf die Seite neigt.



„Wie kann man das Gewehr dazu benutzen, einen Schrank abzustützen!“ entrüstet ihr euch.

Und euer Tantchen sagt: „Was schadet's ihm schon, dem Gewehr. Es ist doch aus Eisen.“

Ihr nehmt also das Gewehr und verabschiedet euch zum zweiten Mal. Ihr bittet eure Angehörigen noch, bei den Nachbarn in Erfahrung zu bringen, wie man einen Hasen spickt. Und wieviel Speck man braucht, wenn man, sagen wir mal, drei, vier oder gar fünf Hasen geschossen hat. Dann brecht ihr endlich auf.

## II.

Es gibt drei Arten, Hasen zu jagen: die Pirsch, die Hatz mit Hunden und den Ansitz.

Außerdem gibt's noch die Parforce-Jagd, die zu Pferde, doch darüber werde ich nicht berichten. Eine solche Hatz hat, übrigens nicht übel, Lew Nikolajewitsch Tolstoi in seinem Roman „Krieg und Frieden“ beschrieben. Wer sich also für diese Art Jagen interessiert, lese seinen Roman. Um bei der Wahrheit zu bleiben, könnte ich's kaum besser zu Papier bringen.

Was die Pirsch angeht, so eignet sich diese Methode für den Einzelnen wie auch fürs Kollektiv.

Zieht ihr allein los, streift ihr eben einsam durch die Felder oder durchs Steppengras, um die Fühler nach dem Hasen auszustrecken: Wo könnte er bloß stecken? Denn er liegt bekanntlich den lieben langen Tag auf der faulen Haut und ruht sich aus. Diese Tatsache ausnutzend, schleicht ihr an sein Lager heran, und schwupp – schon kommt er herausgeschossen . . .

Natürlich muß man sich gegen den Wind an seinen Bau heranpirschen, sonst würde das Langohr die Annäherung des Jägers bemerken. Die Windrichtung aber ermittelt ihr am besten, indem ihr ein kleines Feuer entfacht, notfalls gleich auf der eigenen Pelzmütze.

Geht ihr hingegen gemeinschaftlich auf Jagd, oder einfacher ausgedrückt, im Kollektiv, so ist es günstig, das Opfer kesselförmig zu umzingeln. Ihr bildet eine Art Zange, bei

der die Flanken dem Zentrum vorgelagert sind und das Zentrum die Mitte bildet. Hetzt der Hase dann in seiner Dummheit in dieses Zentrum hinein, bleibt ihm kein anderer Weg als die Bratpfanne.

„Wie aber jagt man nun besser“, werdet ihr fragen, „allein oder im Kollektiv?“

Ich sag's frei heraus – da gibt's kaum einen Unterschied. Zieht ihr allein los, schießt ihr auch als einziger vorbei. Seid ihr in der Gemeinschaft, wird's ein kollektives Danebengeballre. Wirklich, es läuft aufs gleiche hinaus.

Sehr interessant ist auch die Jagd mit Hunden. Man läßt sie in den Wald bzw. ins Gehölz, und sie sausen los, rennen kläffend hinter dem Hasen her. In diesem Augenblick stellt ihr euch ihm in den Weg und knallt prächtig an ihm vorbei.



Doch das Schöne an einer Hasenjagd mit Hunden liegt nicht allein in diesen Luftlöchern. Stellt euch eine Hundemeute vor, wenn sie hinter dem Hasen herläuft. Im Wald entsteht ein gewaltiger Lärm. Ach was Lärm – ein regelrechtes Orchester ist das! Ein Hall und Schall, wie's keine Philharmonie zustande bringt. Die Flöte tiriliert, hell schmettert die Trompete, der Baß dröhnt, dumpf tönt das Baryton . . .

Wieviel Feuer, welche Leidenschaft liegt in all diesen Stimmen!

Ach wenn doch unsere Orchester mit der gleichen Inbrunst spielen würden – wären das Sinfonien!

Ihr steht da und lauscht dieser Musik. Das Herz in eurer Brust will schier zerspringen vor Freude, ihr gebt euch einem Hochgefühl hin und verfehlt, verfehlt, verfehlt euer Ziel . . .

Wollt ihr den Hasen schließlich im Ansitz jagen, müßt ihr aufbrechen, wenn es noch völlig finster ist.

Selbstverständlich schlüpft ihr, bevor ihr loszieht, in einen dicken Schafpelz. Die Familie fragt euch: „Willst du nicht noch was drüberziehn, damit du's wärmer hast?“

„Nicht nötig“, sagt ihr, „ich komm auch so zurecht. Richtig kalt ist es ja nicht, Wind geht auch keiner. Und der Selbstgebrannte, den ich mithab, hält wärmer als jeder Pelzkragen, notfalls stärk ich mich damit. Nein, der Frost kann mir nicht das geringste anhaben.“

Ihr macht es euch also neben einer riesigen Kolchosstrohmiete bequem . . . Es ist Nacht, Finsternis breitet sich aus, Kühle. Am Himmel über der Miete stehen Sterne . . . Auf der Erde hinter der Miete sind die Hasen . . . Irgendwo . . . Und es ist still, ganz still . . . Nur vom Nachbardorf schallt es plötzlich herüber: „He-e-je-eh . . .“

Dann herrscht wieder Stille. Ihr wickelt euch fester in euren Schafpelz, fangt zu träumen an . . . Unwillkürlich kommt euch ein leises Liedchen auf die Lippen: „O geh doch auf, du heller Mond, groß wie ein Mühlenrad . . .“ Und abermals Stille. Der Kopf sinkt euch wie von allein aufs Stroh, und unter dem Pelz ist es herrlich warm . . . Auch im Herzen ist's warm . . .

Plötzlich jedoch sagt jemand direkt über eurem Ohr: „Recht schönen guten Morgen . . . Du bist doch nicht etwa eingeschlafen?“

„Guten Tag . . . anscheinend bin ich tatsächlich eingnickt.“

„Na dann komm jetzt mal, das Frühstück ist bereit. Wo ist übrigens dein Gewehr?“

„Hmm . . . seltsam . . .“



Ihr schaut hierhin, dorthin – kein Gewehr zu entdecken. „Tja, das ist'n Ding . . . Die sind hier wirklich schnell dabei. Müssen mich beobachtet und mir's dann geklaut haben . . . Na, vielleicht finden wir's noch irgendwo . . . Verdammst peinlich, erzähl nur um Himmels willen niemandem von der Geschichte.“

### III.

Einen Hasen bringt ihr trotzdem nach Hause.

„Und wo ist dein Gewehr?“ fragen die Verwandten, noch immer in der Hoffnung, den Schrank wieder ins Gleichgewicht bringen zu können.

Natürlich antwortet ihr: „Der Abzug hat nicht mehr funktioniert, da hab ich's zur Reparatur gegeben.“

Zum Abendessen wird euer Hase verspeist. Er ist bestens gespickt. Am Tisch herrscht eine gewisse Feststimmung: immerhin der erste Hase in dieser Saison.

Am Festmahl nimmt auch euer treuer Jagdgefährte teil; er erhebt das Glas auf euch: „Auf deine Gesundheit.“

„Und auf deine!“

Nach dem Abendessen betrachtet ihr diesen treuen Freund mit noch größerer Sympathie. Er jedoch murmelt, als er sich verabschiedet, mit schwerer Zunge: „Vergiß aber nicht, mir morgen die zweihundert Rubelchen vorbeizubringen, die ich dir für den Hasen geliehen hab.“

1945

---

## DER FUCHS

Die Jagd auf den Fuchs ist im Winter am günstigsten, wenn sich die Erde ihre schlohweiße Flauschdecke übergezogen und zu einem geruhsamen Schlaf begeben hat.

Dann wird der Pelz des Fuchses dicht, glänzend und duftig, und es ist ja bekannt, daß wir das Tierchen ausschließlich dieses berühmten Pelzes wegen jagen, der die wissenschaftliche Bezeichnung Halskragen trägt.

Füchse gibt es hierzulande überall: auf den Feldern, im Sumpfbereich, im Wald und im lichten Unterholz. Kein Weidmann, der in diesen Regionen nicht schon mal einen Fuchs gesehen und auf ihn geschossen hätte.

Und so eröffnet ihr eurer Frau eines Tages: „Morgen geh ich auf Fuchsjagd! Iossif Jewdokimowitsch sagt, in der Sribljanski-Schlucht gäb's zwei Baue. Ich zieh mal los und bring vier, fünf hübsche Tierchen zur Strecke, dann kriegt ihr alle einen Halskragen, du, die Mutter, die Großmutter und auch der Großvater. Ihr, wenn's bloß vier Füchse sind. Sollten's fünf werden, fällt auch für mich einer ab.“

Wollt ihr auf Fuchsjagd gehn, solltet ihr euch schön warm anziehen. Immerhin ist Winter, und ihr müßt lange auf einem Fleck ausharren können, denn der Fuchs geht in weitem Kreis, und während die Hunde ihm folgen, könnt ihr erfrieren.

Ihr müßt nämlich wissen, daß ein Tier – ganz gleich ob Hase, Fuchs oder Wolf –, wenn es aufgespürt ist und von Hunden gehetzt wird, im Kreis geht. Es schließt ihn, indem es stets an den Ort zurückkehrt, wo es aufgestöbert wurde. Also dürft ihr die Verfolgung von Hase, Fuchs oder Wolf nicht hinter euren Hunden aufnehmen, sondern müßt stehenbleiben, wo ihr seid, und abwarten, bis es wieder auftaucht, denn es will ja in seinen Bau zurück.

Bekanntlich jagen Hunde unter wildem Gebell; kommt der Krawall also näher, so wißt ihr: Das Wild läuft auf euch zu.

Dann gilt es, scharf aufzupassen!

Denn schon hört ihr die Hunde aus nächster Nähe . . .  
Da! In den Büschen flammt ein rotgoldener Blitz auf.  
B-bumm! – Nichts . . .

Der Hase zieht einen kleinen Kreis, der Fuchs einen großen, der Wolf einen noch größeren. Mitunter müßt ihr also sehr lange ausharren, deshalb zieht euch warm an.  
Was ihr natürlich tut.

Zu Hause bekommt ihr zu hören: „Da fährst du nun ständig zur Jagd, schießt und schießt, hältst teure Hunde – den herrlichen Silberfuchs aber besitzt Anna Iwanowna! Dabei haben die weder Gewehr noch Hunde. Die reinste Augenweide, dieser Silberfuchs!“

„Jaja, schon gut. Wenn er mir unter die Flinte kommt, schieß ich auch einen Silberfuchs. Nur gibt es diese Tierchen bei uns in der Ukraine äußerst selten. Eigentlich so gut wie gar nicht!“

„Von wegen gar nicht! In den Kommissionsgeschäften gibt es sie in Hülle und Fülle!“

„Großer Gott, was soll denn das! Willst du vielleicht, daß ich mit meinen Hunden im Kommissionsgeschäft jage? Ein Rotfuchs tut's ja wohl auch!“

„Gibt's dort, wo du jagst, auch Polarfüchse?“

„Klar gibt es die.“

„Weiße oder blaue?“

„Röte, ich hab's doch gesagt. Weiß und blau werden sie nur im äußersten Norden. Das ist wie bei den Rebhühnern: Bei uns sind sie rötlich, im Norden aber schneeweiß – von einem geradezu blendenden Weiß. Mit den Polarfüchsen verhält sich's genauso.“

Überhaupt sind die Vorbereitungen, die man für eine Fuchsjagd trifft, äußerst kompliziert . . .

In Halbpelz, Filzstiefeln und Fuchspelzschapka verlaßt ihr das behaglich-warme Häuschen Iossif Jewdokimowitschs und schlägt die Richtung zur Sribljanski-Schlucht ein, wo es „so wahr mir Gott helfe, zwei Fuchsbaue gibt“!

Iossif Jewdokimowitsch, euer langjähriger Freund, ist ein alter, erfahrener Jäger, der in seinem Leben „eine ungeheure Menge Füchse und Wölfe geschossen hat“.

Es ist noch früh am Morgen und lausig kalt. Der Schnee unter euren Füßen knirscht. Vom Haus des Freundes bis zur besagten Schlucht sind es drei Kilometer.

Die Sonne lugt hervor, und auf der gleißend-weißen, unübersehbaren Flauchdecke beginnen Myriaden von Brillanten zu tanzen . . .

Nerventod und Bandit gehen an der Leine.

Bandit tritt gelassen nebenher; er hat schon etliche Jährchen auf dem Buckel, eine Vielzahl von Hasen, Füchsen und Wölfen gejagt und ist durch nichts mehr in Erstaunen zu versetzen. Für Nerventod dagegen handelt es sich heute erst um die zweite Jagd. Er prellt vor, kehrt wieder zu euch zurück und bemüht sich, im Hochspringen seine Vorderpfoten auf eure Brust zu legen, um gleich darauf erneut loszustürmen . . .

Nerventod ist ausgesprochen nervös. Er zerrt an der Leine und jault ganz kläglich: So laß mich doch laufen, ich will umhertollen! Sieh nur, wie weiß es ringsum ist, wie herrlich der Schnee glitzert! Laß mich doch von der Leine!

Iossif Jewdokimowitsch, mit seiner Zigarre paffend, gibt den Rat: „Wir lassen sie da drüben los, am Birnbaum, damit der Fuchs sie nicht wittert. Du gehst von dort ein Stück vor und bleibst in der Bodensenke stehen, während ich mich auf die andere Seite hinüberschleiche und im Schlehdorngebüsch verstecke. Laß die Hunde aber erst los, wenn ich an Ort und Stelle bin, ich pfeif dann leise.“

„In Ordnung.“

„Aber nicht auf Hasen schießen, wir wollen erst ein paar Fuchslein zur Strecke bringen! Es sei denn, die Hunde legen sich mit den Stummelschwänzen an, dann schlagen wir natürlich los, schon um die Hunde freizukriegen!“

„Alles klar!“

In der Bodensenke ist es urgemütlich . . .

Ihr habt ringsum den Schnee festgetreten, damit ihr euch ungehindert zu drehen und wenden vermögt – der Fuchs kann schließlich von überallher zum Vorschein kommen, von rechts, links, vorn und hinten . . .

Bandit hat sich lang zu euren Füßen hingestreckt, Nerven-



tod aber steht da wie eine gespannte Saite, mit erhobenem Kopf, und wittert, wittert, wittert . . .

Was mögen das wohl für Gerüche sein, Nerventod, die durch deine rosigen Nasenlöcher in dein reinrassiges Hirn strömen? Ist es der Veilchenduft eines buschigen Schwanzes, einem listigen Fuchs gehörend, der üble Gestank eines armen Hungerleiderwolfes, oder sind es die undeutlichen Gerüche eines kleinen Hasen, der vor Angst im Schlaf zittert?

„Na beruhige dich schon, Nerventod, Platz!“

Ihr haltet Ausschau . . .

Von einer Tanne führt eine schmale Fährte bis zum Birnbaum, wo sie abrupt abreißt.

Ein Eichhörnchen.

Gewiß liegt es jetzt, zugedeckt mit ein paar Blättern, süß schlummernd in seinem Astloch und träumt von Tannenzapfen und schmackhaften Nüssen . . .

Ein Stück weiter aber führen, wie aneinandergereiht, kleine runde Kuhlen hügelab, zwischen denen hier und da eine kaum sichtbare Spur zu erkennen ist.

Ein Füchslin, das sich nach nächtlicher Jagd zur Ruhe begeben hat.

Demnach gibt es sie wirklich hier, die Füchse!

Ein leises Pfeifen ertönt – Iossif Jewdokimowitsch gibt zu erkennen, daß er zu seinem Platz gelangt ist.

Nun laßt ihr Bandit und Nerventod von der Leine.

„Na los, meine Braven, vorwärts! Viel Erfolg!“

Drei Minuten angespannter Stille . . . Fünf Minuten . . .

Immer noch Stille . . .

Plötzlich ein herzzerreißendes Jaulen von Nerventod und der nervös-gedämpfte Baß von Bandit: „W-wau!“

Nerventod gibt sein hysterisches Heulen nicht auf – er kann sowohl hinter einem Hasen als auch hinter einem Fuchs her sein. Bei Bandit ist das anders. Hätte der einen Hasen aufgestöbert, ließe er zunächst ein leises Knurren hören und dann ein gelassenes „Wau!“, das letztlich in ein gleichmäßiges „Wau-wau-wau!“ überginge. Was heißen soll, ich habe eine Spur aufgenommen . . .

Wenn Bandit dagegen einen Fuchs ausmacht, klingt sein erstes „Wau!“ nervöser, und hetzt er ihn dann, bellt er häufiger und in höherem Tonfall als bei einem Hasen. Nerventod verhält sich bei beiden gleichermaßen hysterisch: „Wajajajaj!“

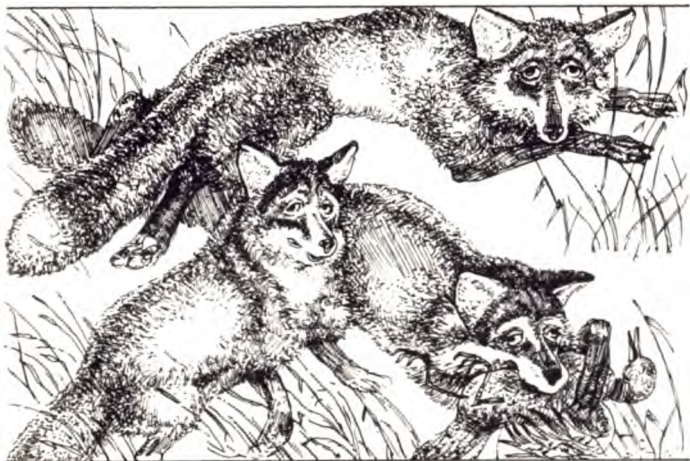
Doch jetzt sind sie allem Anschein nach hinter einem Fuchs her . . . Euer Puls hüpfte von zweiundsiebzig Schlägen pro Minute sogleich auf neunzig, die Augen, die sich in das Nußwäldchen bohren, treten euch schier aus den Höhlen, und die Waffe flattert nur so in euren Händen.

„Ruhig Blut“, sagt ihr beschwichtigend zu euch selbst, „nur ruhig Blut!“

Da – der erste Halskragen kommt auf euch zu!

Etwas fünfzig Meter entfernt schießt er mit leisem Knacken aus dem Gesträuch auf die Lichtung heraus . . .

Er läuft nicht einfach, er fliegt dahin, flammendrot auf gleißend-weißem Grund, mit gestreckter Rute und vorgereckter Schnauze.



B-bumm! – Ein winziger Satz zur Seite, und der rote Kerl ist verschwunden. Weit und breit nichts als weißer Schnee . . .

Bandit kommt hervorgeprellt, gefolgt von Nerventod.

Bandit schaut zu euch herüber, sieht, daß der Fuchs auf und davon ist, gibt ärgerlich Laut und hetzt weiter.

Nerventod ihm nach: „Wajajajaj!“

Der Halskragen nimmt den Weg durch die Schlucht; schon seht ihr seine weiße Schwanzspitze zwischen den Bäumen jenseits der Schlucht aufblitzen.

Bandit tritt ihm fast auf den Schwanz, so dicht ist er ihm auf den Fersen. Er hetzt ihn Iossif Jewdokimowitsch zu.

„Paß gut auf, Alter!“ ruft ihr.

Und im gleichen Augenblick: B-bumm!

Pulverdampf und Schneestaub wirbeln um Iossif Jewdokimowitsch auf.

„Schieß noch mal“, schreit ihr, „na los, ein zweites Mal, damit nichts schiefeht!“

„Leicht gesagt bei der Flitzerei!“ ruft Iossif Jewdokimowitsch zurück und fügt noch ein paar Worte hinzu, die ich hier nicht wiederholen kann, und wenn man mich noch so drum bittet.

Ihr gebt euch einen Ruck, stürmt durchs Gestrüpp in Richtung Schlucht, kraxelt keuchend den Hang hinauf und seid endlich bei Iossif Jewdokimowitsch: „Na, wo ist er?“ fragt ihr.

Der Alte aber schaut betreten zur Seite und sagt (es ist mehr Stöhnen als Sprechen): „Dort, dort drüben, hinter dem Schlehdorn!“

Ihr hetzt hinüber zu dem genannten Gebüsch . . . Da liegt, sich im Schnee windend und mit dem linken Bein zuckend – Bandit.

Ihr laßt euch auf alle viere zu ihm nieder . . .

Weit weg aber, am entgegengesetzten Ende der Schlucht, jault und wimmert Nerventod sein „Wajajajaj!“ . Er hetzt unverdrossen hinter dem Halskragen her . . .

Wenn ihr dann wieder zu Hause anlangt, habt ihr das schäbige Käppi von Iossif Jewdokimowitsch auf dem Kopf, denn eure schöne Fuchspelzschapka blieb irgendwo im Gestrüpp hängen . . .

Die Familie murrst: „Von wegen Halskragen! Von wegen Silberfuchs! Das einzige bißchen Fuchs, was er besaß – seine

Mütze –, hat er noch eingebüßt . . .

Wer hat bloß diese unseligen Flinten erfunden!“

Ihr aber denkt: Na, nun gebt schon Ruhe und wartet ab!  
Sobald Bandit auf den Beinen ist, geh ich wieder auf Hals-  
kragenjagd.

*1956*

---

## DIE ENTENKINDER WEINEN

*Offener Brief an die*

*Staatsanwaltschaft der Ukrainischen SSR*

Sehr geehrte Genossen!

Gestatten Sie bitte, daß ich mich mit einem Brief an Sie wende. Es schreibt Ihnen die Wildente Erpel Breitschnabel, Vater elf verwaister Eier.

Ich bitte Sie sehr, mich anzuhören.

Eines Abends, es war in Ägypten im Februar oder März dieses Jahres, vernahmen meine Frau und ich im Radio, daß in der Sowjetukraine jegliche Frühjahrsjagd untersagt sei.

Wie gewaltig war unsere Freude!

Mein Frauchen und ich flogen an den Nilufern dahin und waren vergnügt wie lange nicht.

Endlich ein Ort, wo vernünftige Leute leben! sagten wir uns. Die dort wissen, daß die Frühjahrsjagd viel mehr Schaden als Nutzen bringt. Sind doch die Vögel zu dieser Zeit gerade erst von weiter Reise zurückgekehrt und dabei, sich zu vermehren, damit sie der Volkswirtschaft im Herbst einen reichen Fleischertrag bringen und den passionierten Jägern den Spaß am Erfolg.

Meine Frau und ich studierten also die Landkarte und beschlossen, in dieses gelobte Land zu fliegen, uns unweit von Kiew niederzulassen. Dort gibt's viele Seen, Sümpfe und den mächtigen Dnepr, dachten wir, auch sind die Leute, die in der Nähe einer Hauptstadt wohnen, mit den Gesetzen besser vertraut als anderswo und halten sich daran. Es wird also nicht vorkommen, daß uns jemand ein Leid antut, vielleicht aus dem Hinterhalt auf uns schießt oder unser Nest zerstört.

Gesagt – getan.

Zu unserer neuen Heimstatt erkoren wir einen Sumpf im Browarsker Gebiet nahe Kiew.

Nach langem Flug endlich wohlbehalten angelangt, suchten wir uns ein schönes Plätzchen und bauten unser Nest. Mein

Frauchen legte ihre Eier hinein, deckte es gut mit Flaum ab und machte sich daran, unsere Jungen auszubrüten.

Doch dann, im Monat April, geschah das Furchtbare. Ich flog gerade nichtsahnend über dem Sumpf dahin, als ich plötzlich zwei Männer mit Flinten entdeckte. Sie hielten genau auf die Bülte zu, wo im Nest meine Frau brütete.

Wie ein Stein ließ ich mich ins Schilf fallen, arbeitete mich zu unserem Nest durch und sagte zu meiner Alten: „Achtung, da kommen welche! Mit Gewehren! Verhalt dich mucksmäuschenstill und zieh den Kopf ein, dann bemerken sie dich nicht!“

Sie aber fing gleich zu lamentieren an: „Oje, ich hab Angst!“

„Still!“ rief ich. „Bleib ganz ruhig sitzen!“

Doch trotz meiner mahnenden Worte hielt es sie nicht auf ihrem Platz. Nervös, wie die Frauen nun mal sind, flog sie auf.



Im gleichen Augenblick ein „B-bumm!“ – und sie stürzte zu Boden. Ich aber saß da, schaute auf mein Nest und die elf Eier, die bereits erkalteten, schaute immer wieder hin und weinte.

Ich weiß, wer diese beiden Männer waren, doch auch Sie,

verehrte Genossen, können es beim Gebietsverband der Jäger und Angler in Erfahrung bringen. Dort wird man Ihnen genaue Auskunft über alles geben.

Ach ja, gerade jetzt, wo ich dabei bin, diesen Brief an Sie zu beenden, kommt eine Ente angefliegen . . . Es ist leider nicht meine Frau – die wird nie mehr so geflogen kommen –, doch auch sie läßt sich neben mir nieder und weint wie ich.

„Da hat so ein Schweinehund meinen geliebten Erpel totgeschossen“, sagt sie unter Tränen. „Auf einer Wiese beim Oskorki-See. Außerdem hat dieser gemeine Kerl Fische mit Dynamit gefangen.“

Aus all diesen Gründen aber bitte ich Sie, liebe Genossen: Veranlassen Sie doch umgehend, daß sich die beiden, die meine Frau getötet haben, abwechselnd hier einfinden, um mit mir meine Entenkinder auszubrüten. Allein schaff ich es nicht. Die elf Kleinen werden zugrunde gehn!

Vielleicht lernen diese Wilderer dann, die Gesetze zu achten!

In größter Hochachtung  
die Stockente Breitschnabel, Analphabet,  
doch in ihrem Anliegen unterstützt von

Ostap Wischnja.

1948

---

## KARPFEN DEUTSCH\*

Wir kamen uns näher, weil wir beide Angler waren.

Es bereitete uns Vergnügen, zu zweit mit der Rute am See zu sitzen, den Schwimmer an der Angelschnur zu beobachten und dabei unseren Gedanken nachzuhängen oder uns leise, um die Fische nicht zu vertreiben, die eine und andere Begebenheit aus unserem Anglerdasein zu erzählen. Denn euch ist gewiß bekannt, daß nichts die Leute einander näherbringt als die Jagd und das Angeln.

Niemals werden sich zwei Petrijünger oder zwei Weidmänner als Fremde fühlen, haben sie doch stets Gesprächsstoff, der sie zu Freunden macht.

Doch es stellte sich heraus, daß wir beide auch darüber hinaus viel Gemeinsames hatten.

Er zum Beispiel trug ein Monokel, ich Hosen.

Er war Direktor irgendeines großen deutschen Handelsunternehmens, ich hatte einen Enkel, der später mal eine Ziegelei leiten sollte.

Er fuhr jährlich zweimal zur Kur ins Sanatorium, ich das erste Mal in meinem ganzen bisherigen Leben.

So saßen wir also da und unterhielten uns.

Er erzählte mir dies und das, ich revanchierte mich mit dem und jenem.

Und wie das bei Anglern so ist: Hat der eine einst einen Karpfen von einem Pud und sechsundzwanzig Pfund gefangen, so hat der andere unter Garantie den gleichen an Land gezogen. Höchstens noch zwei, drei Pfund schwerer.

Er berichtete mir unter anderem, daß er immer an den Rhein fuhr, wenn er mal Lust auf richtiges, solides Angeln hatte. Fische gab's dort! . . .

Ich meinerseits erzählte, daß ich mich zum Angeln stets bei Karatschowka an der Udy niederließ.

Er fing Forellen in den Gebirgsbächen des Schwarzwaldes, ich Plattfische in der Wassistschowa.

\* Diese Geschichte entstand nach einem Kuraufenthalt des Autors in Deutschland. (Anm. d. A.) -



Voller Begeisterung weihte er mich in die Gepflogenheiten des Forellenfangs ein. „Du ziehst hohe Gummistiefel an“, sagte er, „damit die Füße nicht naß werden; dann stehst du einfach im Wasser und fängst sie weg. Einmal holte ich eine Forelle raus, die wog siebenundzwanzig Pfund! Vier Stunden hab ich mich geplagt, bevor ich sie hatte!“

„Von mir kann ich Ähnliches berichten“, erwiderte ich. „Ich zieh immer die Hosen aus, damit sie nicht naß werden, steig bis zur Gürtellinie in die Udy, und dann geht's ans Angeln. Einmal hab ich doch tatsächlich einen Plattfisch gefangen, der wog siebenundzwanzigeinhalb Pfund. Er hat mich regelrecht ins Wasser hineingezogen!“

„Sehr interessant ist das Angeln auch in der Schweiz im Zürcher See“, fuhr er fort.

„Nicht weniger reizvoll ist es in der Pokotilowka“, erklärte ich.



„Im Zürcher See“, schwärmte er, „gibt es riesige Königs-karpfen. Ein ganz besonderes Exemplar von Fisch!“

„Bei uns in Charkow“, gab ich zur Antwort, „treiben sich gleichfalls besondere Exemplare herum. Zum Beispiel der Kassierer in unserer Redaktion. Der würde gar zu gern mal mit der Hand ein bißchen tiefer in die Kasse greifen.“

So saßen wir also und wechselten ab und zu ein paar Worte.

An die Angel bekamen wir hauptsächlich Kropfzeug: kleine Barsche, noch kleinere Plötzen und Rotfedern.

Als wir etwa zwei Dutzend solcher Tierchen gefangen hatten, packten wir sie und warfen sie den Sanatoriumsschweinen vor.

Einfach nicht zu glauben, wie versessen die auf frischen Fisch sind!

Den Direktor und mich hatten die Schweine regelrecht ins Herz geschlossen: Kaum kamen wir in Stallnähe, begrüßten sie uns mit freundschaftlichem Grunzen.

Eines Tages – es war an einem Sonnabend – saßen wir wieder mal da und angelten.

Ich schaute ins Wasser, und was sah ich? Schwammen doch Stücker fünfzehn Karpfen, ein ganzer Schwarm, direkt auf mich zu. Und was das für Dinger waren, riesengroß, kann ich euch sagen!

Ich meine Angel gegriffen und sacht zwischen sie ausgeworfen. Und tatsächlich biß doch einer von ihnen an!

Joj, hab ich gezogen! Die Angel verbog sich bedrohlich, und mich überlief ein regelrechtes Zittern! Aber der Karpfen hing schön fest dran.

Meine Angel war zwar nicht für Karpfen bestimmt, aber immerhin so kräftig, daß man auch die mit einigem Geschick aus dem Wasser holen konnte.

Die Patienten, die sich am Ufer auf ihren Liegen langgemacht hatten, eilten herbei, um das Wunder mit eigenen Augen zu verfolgen.

Der reinste Jahrmarkt! Der eine gab diesen Ratschlag, der andere jenen.

„So müssen Sie ihn rausziehn!“

„Nicht doch, so!“

„Oh! Ah! Ah! Oh!“

Ein Dutzend Hände streckte sich nach der Angel aus, alle wollten sie das Prachtstück an Land bringen.

Doch da gingen die Nerven mit mir durch.

„Meine Herren“, rief ich erzürnt, „kennen Sie den Witz, der mit der Frage beginnt: Was geschieht, wenn . . .?“

„Nein, wie geht er denn?“

„Ganz einfach: Wenn Sie jetzt nicht schnellstens von hier verschwinden, geht meine Angel in die Binsen und mein Karpfen heißt ‚Mitjka‘!“

„Mitjka? Was ist das?“

„Mitjka heißt, er ist weg. Ich bin Nase. Versteht ihr?“

„Wie bitte?“

„Großer Gott, so verschwinden Sie doch endlich! Oder soll ich Ihnen mit dieser Angelrute Beine machen! So was will nun kultiviert sein! Begreifen Sie denn nicht, was das für ein erhebender Augenblick im Leben eines Anglers ist? In so einem Moment, sag ich Ihnen, hätte jeder andere an meiner Stelle Sie schon zehnmal zur Himmelskanzlei geschickt. Da geh ich noch glimpflich mit Ihnen um! Dawaj, dawaj!“

Die Umstehenden schwiegen betreten, ich aber nahm mich wieder des Karpfens an, brachte die Sache zu Ende. Ich führte ihn ans Ufer heran, dann ein Ruck – und draußen war er!

Ich warf ihn an Land: Es war ein Exemplar von etwa zehn Pfund. Nun ließen mich alle hochleben.

„Hoch! Hoch! Hoch!“

Ich verneigte mich nach allen Richtungen, dann wurde der Fang feierlich in die Küche getragen.

Ich war der Held des Tages.

Am nächsten Tag wurde mir die Rechnung präsentiert.

Ich mußte zwanzig Mark für den Fang des Karpfens bezahlen!

Verspeist aber hat ihn der Direktor, denn ich darf keinen Fisch essen.

Soll ihn doch der Teufel holen!

Den Karpfen!

1928

---

## DER WELS

Wart ihr schon mal am Oskol, jenem Fluß, der sich von unsrer Charkower Gegend bis hinein ins nördliche Dongebiet zieht? Was, noch nicht? Dann wird's aber wirklich Zeit, daß ihr das nachholt!

Hinter dem hübschen Städtchen N. fließt der Oskol an einem Sowchos vorbei, dessen Gärten gewissermaßen in seinem Wasser baden.

Die Niederung des Flusses, der sich an dieser Stelle in mehrere nicht allzu breite Arme aufteilt, ist von Schilf, Seebinsen, Weidengesträuch und überaus dichtem, grünem, saftigem Gras bestanden. Setzt man den Fuß dorthin, verschwindet man bis über den Kopf darin. Diese Flußniederung ist im Mai wie Juni von einem steten Raunen erfüllt . . .

An jenen Orten, wo Weidengebüsch und Schilf aufragen, verstecken sich viele kleine Seen, die von einer dicken Schicht Entengrütze überzogen sind und von den goldgelben Kelchen der auf langen grünlichen Stengeln sitzenden Wasserlilien.

Dazu kommen die unzähligen Seerosen!

Die Seen sind durch schmale Wasserläufe miteinander verbunden, die sich derart verengen, daß man mit einem kleinen, flachen Boot gerade mal so durchkommt.

Mitunter, wenn die jungen Mädchen zu diesen kleinen Seen und Buchten hinausfahren, pflücken sie eine solche Menge Wasserrosen, daß ihr Boot fast darin versinkt. Wenn sie dann heimkehren, alle mit weißen Kränzen auf dem Kopf, kommt es einem so vor, als gleite da kein Kahn, sondern eine längliche weiße Blüte über den Fluß . . .

Sie fahren dahin, die Mädchen, singen das Lied vom „Kleinen Nachen“, die Melodie „Leis, ganz leise“ und viele andere Weisen.

Still senkt sich der Abend auf die Erde, in den Gärten ertönt der Ruf der Nachtigallen, die Kolchosherde geht zum Weiden an den Fluß hinunter, vom Wasser aber klingt

die verspielte Weise vom Schiffchen herüber, das auf den Wellen schaukelt, oder das zu Herzen gehende Lied vom Donaustrom, der noch ruhiger dahinfließt, als ein Mädchen sein Haar kämmt . . .

Ein wunderschöner Fluß, der Oskol!

Und wie viele Wildenten es dort gibt!

Sollte es euch mal vergönnt sein, im Frühjahr oder Sommer in diese Gegend zu kommen, dann setzt euch in ein kleines Boot und fahrt ganz leise einen der schmalen Wasserläufe entlang, so, daß euer Ruder keinerlei Geräusch macht.

Schaut angespannt ins Schilf. Ihr werdet garantiert das Köpfchen einer Krickentenmama entdecken und um sie her ihre winzigen Jungen, die sich tummeln wie kleine Mäuse . . . Ein Stück entfernt aber werdet ihr eine Stockente sehen, die sich mit ihren Jungen einen Weg bahnt . . .

Und dann die vielen Sumpfhühner! Nicht weniger als Leghorn-Hennen in einer gut florierenden Geflügelfarm. Nur daß die wildlebenden Hühnchen nicht weiß sind, sondern rötlich und schwarz gefleckt und daß sie hohe Stelzen haben. Auf diesen Stelzen laufen sie über die grünen Blätter der Seerosen wie übers Parkett – sie sind so leicht, nicht einen Deut gibt der Teppich unter ihrem Gewicht nach.

Habt ihr den Wasserlauf passiert und einen der Seen erreicht, so verhaltet euch noch stiller. Fahrt möglichst nicht auf den See hinaus, sondern bleibt, wo ihr seid, und haltet Ausschau. Ihr werdet bestimmt ein weißgestirntes Bleßhuhn mit seinen Kindern entdecken oder auch eine Stock- bzw. Löffelente mit ihrer Nachkommenschaft.

Die Entenkinder werden ausgeführt, plantschen im warmen Wasser . . .

Plötzlich die aufgeregte Stimme der Entenmama, ein leises „Kach!“ – und weg sind die Kleinen! Wie vom Erdboden verschluckt. Sie sind entweder untergetaucht oder schmiegen sich dicht ans Schilf, an die Binsen und Wasserlilien. Sie halten den Atem an. Ist die Gefahr gebannt, ertönt erneut das diesmal beruhigende „Kach!“ der Mutter, und das fröhliche Spiel mitten auf dem See beginnt wieder.

Was gibt es doch für herrliche Flecken am Oskol!

Leise, ganz leis strömen die Fluten des Oskol dahin . . . In Sowchoshöhe hat der Fluß eine beträchtliche Breite, und sein Wasser ist kristallklar. Auf der linken Seite aber befindet sich eine gewaltige Senke – ein regelrechtes Becken unter der glatten Oberfläche.

„Dort ist es so tief“, behauptete Großvater Panjko, „daß man nicht bis auf den Grund kommt! Niemand hat ihn bisher erreicht. Wie sollte er auch! Es geht immer nur abwärts, selbst unser Kirchturm würde versinken! Bei Gott, ich sag die Wahrheit! Er würde versinken mitsamt dem Kreuz, so mächtig tief ist das! Laßt es euch ja nicht einfallen, dort zu baden! Es zieht euch unter Garantie hinunter! Man kommt in einen Strudel, fängt an sich zu drehn, und – plumps! – ist man weg!“

„Aber wie ist denn so was möglich, Großvater? Oben ist doch alles ganz ruhig.“

„Das stimmt schon, oben ist alles ruhig, doch weiter unten wirbelt's. Wirbelt ganz ungeheuer. Und das ist noch nicht alles! Dort leben auch Welse! Einen hat's mal gegeben, heiliger Gott im Himmel! Das war noch zur Zeit der Herrschaften: Ich sitz eines Abends mit dem Pan hier am Ufer . . . Nein, ganz so war's nicht: Der Pan sitzt am Ufer, ich aber steh neben ihm. Es dunkelt, auf dem Wasser schwimmen Gänse – das waren die Gänse der Herrschaften, eine riesengroße Schar. Da stößt doch der Gänserich plötzlich ein ganz erschrockenes Gä-gä-gä aus und klatscht mit den Flügeln übers Wasser: Plitsch-plitsch! Die übrigen Gänse unter Geschrei auseinander! Der Gansert noch einmal – Gä! –, mit den Flügeln – Plitsch! –, und weg war er! Einfach verschwunden! Dort aber, wo er eben noch geschwommen ist, platscht was ins Wasser – wie mit 'ner schwarzen Schaufel! Plautsch! Und dann gehen riesige Wellen über die Oberfläche.

Ich sage ganz verdattert: ‚Heiliger Bimbam, das war der Leibhaftige, Herr!‘

Der Pan aber schreit: ‚Schnell, gib mir ein Gewehr! Ein Wels hat den Gänserich verschluckt!‘

Bloß was sollte da noch ein Gewehr. Als wenn man damit

dortrunter schießen könnte. Der Gansert war hin, ein für allemal! Tja, solche Welse gibt's.“

„Und der Wels soll die Gans wirklich verschluckt haben?“

„Das glaubst du wohl nicht? Ja kennst du denn die Bücher von Sabanejew nicht? Mir hat der Pan draus vorgelesen.“

„Sabanejew, wer ist das?“

„Ein berühmter Jäger und Angler war das früher. Er hat eine Menge Bücher geschrieben: übers Angeln und über die Jagd, auch über Jagdhunde. Der Pan sagte, seine Bücher wären unheimlich gut. War wohl 'n Professor oder so was. Jedenfalls schreibt er, daß sie mal einen Wels gefangen haben, der vierhundert Kilo wog! Das ist 'n Batzen, was? Ein Wels von zwanzig Pud! Das ist schon eine Kuh und kein Wels mehr! Und da zweifelt ihr, daß er einen Gansert verschluckt hat? Hört nur, was weiter mit diesem Wels geschah. Ich und der Pan beschlossen nämlich, das heißt umgekehrt, der Pan und ich beschlossen, diesen vertrackten Burschen' zu fangen. Mein Herr befahl also dem Schmied, einen riesigen Angelhaken zu fertigen. Was der Schmied auch tat. Er überreichte dem Pan einen gewaltigen, vorn stark zugespitzten Haken.

„Nun, Panjko', fragt mich der Herr, ‚was spießen wir als Köder drauf?‘

„Nichts anderes natürlich', sag ich, ‚als einen Gansert. Der Wels weiß jetzt, wie gut Gänsefleisch schmeckt, und wird den Köder auf keinen Fall verschmähn.‘

Was nun der Pan wirklich schlachten ließ – ob Gans oder Gänserich –, weiß ich nicht mehr so genau. Jedenfalls wurde ein herrlicher fetter Vogel gerupft, aber nicht ausgezogen, sondern so, wie er war, nur kurz angebraten, ehe wir ihn auf den Haken spießten. Den Haken selbst banden wir an zwei Stricken an einer Schwarzpappel fest und warfen ihn am späten Abend im Fluß aus. Wie ihr ja wißt, gehn die Welse ausschließlich nachts auf Futtersuche, tags bekommt man sie höchstens zufällig an die Angel. Wir lassen die Gans also, wie gesagt, in den Oskol hinunter und beziehn am Ufer über der Senke Posten. So sitzen wir da und warten. Es ist eine warme Mondnacht. Ringsum

tiefe Stille. Lediglich Christja, die die Kühe der Herrschaft hütet, singt laut hinter den Gärten:

Wollten den Pan doch die Teufel holen,

Dann machten wir, Liebster, uns schnell auf die Sohlen! Wir sitzen also da. Ich geb mir den Anschein, nichts von dem Lied gehört zu haben, und auch der Pan hat wohl nicht viel mitgekriegt, er fragt nur: ‚Wer singt denn da?‘ ‚Keine Ahnung‘, sag ich, ‚jedenfalls niemand von uns. Da muß wer vom Vorwerk durch die Wiesen gehn.‘

Wir sitzen da, dusseln vor uns hin. Mein Herr hält die Schnur in der Hand. Plötzlich ein R-ruck! Der Pan läßt die Schnur nicht los, sie aber zieht ihn hinter sich her. Schleppt ihn vom Ufer ins Wasser hinein, zur Senke hin – das scheint das Ende zu sein! Der Pan klammert sich an die Schnur, ich mich an den Pan.

‚Lassen Sie los!‘ ruf ich dem Pan zu. ‚Die Schnur ist doch am Baum festgebunden, die reißt nicht so schnell! Loslassen!‘

‚Nicht doch‘, sagt mein Herr, ‚von wegen loslassen! Wir müssen den Burschen ein Weilchen führen, damit er müde wird!‘

Wir also führen den Wels, führen ihn immer wieder! Er aber ruckt hierhin, ruckt dorthin! Zwischendurch eine kleine Verschnaufpause, bis dann alles von vorn anfängt.“

„Und wie ging’s weiter?“ fragte ich gespannt, denn ich hielt’s nicht länger aus. „Ihr habt ihn also geführt. Und dann?“

„Dann? Sag ich doch. Wir führen ihn, er ruckt hierhin, ruckt dorthin, zwischendurch eine Verschnaufpause. Endlos lange haben wir ihn geführt . . .“

„So erzähl doch schon weiter, Großvater! Ihr habt ihn also geführt, den Wels, und dann? Habt ihr ihn am Ende wenigstens herausgezogen?“

„Na klar haben wir ihn rausgezogen . . . Nur mußten wir ihn vorher unheimlich lange führen . . . Er nämlich an unsrer Leine mal hierhin, mal dorthin . . .“

„Na Gott sei Dank, Großvater, daß ihr ihn schließlich rausgezogen habt! Und wie ging’s weiter?“



„Gütiger Himmel, war das ein Riese von Wels! Der war mindestens so groß wie, na sagen wir mal, von dir bis zu der Weide dort drüben. Das ist, bei Gott, die reine Wahrheit! Zu viert haben wir ihn nach Hause geschleppt. Der wog wenigstens fünf Pud, wenn nicht noch mehr! Dann haben wir ihn ausgenommen. Und was glaubst du, was wir in seinem Innern, im Bauch, gefunden haben?“

„Den Gansert.“

„Schön wär's! Wir haben einen Riesenschreck bekommen, als wir's entdeckten.“

„Ja, was war es denn so Furchtbares?“

„Es war . . . Nein, da muß ich ein bißchen weiter ausholen . . . Eines Tages war der Jagdhund unsres Pan verschwunden, der Gordonsetter Joe. Mein Herr hat ihn überall gesucht, alle möglichen Briefe und Telegramme verschickt – Joe blieb verschwunden. Ich am Tag, nachdem wir den Wels gefangen hatten, zum Pan, der nach wie vor tief betrübt ist.

„Mein geliebter Joe ist noch immer nicht aufgetaucht“, sagt er fast unter Tränen, „ach, ich werde ihn wohl nie wiedersehn!“

„Wieso nicht aufgetaucht“, antworte ich, „und ob er aufgetaucht ist!“

„Was sagst du da?!“ Den Pan hält es nicht länger auf seinem Sitz. „Ja wo ist er denn?“

„Bei unserm Wels im Bauch. Freilich sind nur noch ein paar Fetzen vom Fell und der Schwanz übrig.“

Gott, fing da der Pan zu wettern an! Ihr müßt nämlich wissen, daß Joe sehr gern in den Oskol baden ging. Dabei muß ihn der Wels erwischt haben.“

„Sag mal, Großvater Panjko, du schwindelst mir doch was vor! Der Wels soll einen Hund verschluckt haben?“

„Du glaubst es nicht? Bei Sabanejew steht geschrieben, daß ein Wels in der Gegend von Ufa sogar einen Bären verschluckt hat, der über den Fluß schwimmen wollte. Und ein Bär ist schließlich noch ein bißchen größer als ein Hund! Da siehst du, was es für Welse gibt! Nein, so was, er glaubt's nicht . . .“

„Aber daß ein Wels einen Dampfer verschluckt hat, ist dir nicht zufällig zu Ohren gekommen, Großvater?“

„Nein, so was hab ich nie gehört. Was Recht ist, muß Recht bleiben . . . Wieso lachst du? Denkst wohl, ein Wels würde mit so 'nem lumpigen Dampfer nicht fertig? Es gibt schon welche, die so ein Ding runterschlucken könnten, sie haben bloß Angst.“

„Wovor denn?“

„Na immerhin tuckern Dampfer ganz schön, wenn sie durchs Wasser ziehn. Würden sie dagegen leise fahren, fände sich der eine und andere unter Garantie dort wieder, wo Joe sich wiedergefunden hat. Das würde ruck, zuck gehn, sag ich dir, denn unter den Welsen gibt's mächtige Kerle!“



Der Wels ist ein gewaltiger und kräftiger Fisch.

„Steh ich doch eines Tages“, erzählte mir einst ein zwar leidenschaftlicher, doch durchaus auf Wahrheit bedachter Petrijünger, „mit meinem Angelkahn auf dem Dnepr, ein wenig unterhalb von Pljuty. Ich hatte schon alles Mögliche gefangen: Brassen, Alande, Rotfedern – sie bissen sehr gut an diesem Tag . . . Plötzlich flutscht da ein Boot in der Mitte des Flusses dahin, und zwar gegen die Strömung. Es saust mit ziemlicher Geschwindigkeit, aber von einem Motor

ist nichts zu hören. Was sind denn das für Mätzchen, denk ich: Weder Motor noch Segel, und niemand, der mit den Rudern ausholt, trotzdem flitzt der Kahn dahin wie ein Schnellboot. Mit einemmal – das Boot befand sich inzwischen genau auf meiner Höhe – fängt es wie wild zu kreiseln und zu trudeln an. Es macht einen Ruck zur Seite und beginnt erneut diesen irren Tanz auf der Stelle. Rauf und runter geht's, und dann plötzlich, als es einmal ganz tief ins Wasser taucht, ein verzweifelter Schrei: ‚Zu Hilfe! Hi-i-ilfe!‘ Stille. Und wieder: ‚Hi-i-ilfe!!‘ Ich mich in die Riemen gelegt und hin zu dem Kahn. Was aber find ich vor? Sitzt doch ein zu Tode erschrockener Großvater drin, mit der einen Hand am Bootsrand festgeklammert, die andre aus unverständlichen Gründen im Wasser.

‚Was ist denn los?‘ frag ich.

‚Ein Wels! So hilf mir doch!‘

‚Wie denn, was denn, ein Wels?‘

‚Na ja doch, ich hab einen an der Angel.‘

‚Dann lassen Sie ihn doch sausen, verdammt noch mal, der zieht Sie ja glatt in die Tiefe!‘

‚Ich würd gern, aber es geht nicht. Mir hat's die Schlinge am Handgelenk zugezogen!‘

‚Zerschneiden Sie die Schnur!‘

‚Ich hab nichts zum Zerschneiden da. Komm doch schon ran, vielleicht schaffen wir's zu zweit.‘

‚Wie lange schleppt er Sie denn schon mit?‘

‚Ach, eine Ewigkeit! Seit Kanewo.‘

Gerade hab ich's geschafft, mich am Kahn des Großvaters anzuklammern, da legt das Vieh plötzlich ein höllisches Tempo vor, ein Schnellboot ist gar nichts dagegen! Fast bis Wischjonki hat er uns geschleift, und erst dort schwamm er glücklicherweise so nahe ans Ufer, daß es mir gelang, mich an einem Strauch festzuhalten. Der Wels ruckt und ruckt, aber er schafft's nicht. Ich halt mich aus Leibeskräften an dem Gebüsch fest, und er ist jetzt offensichtlich doch etwas erschöpft . . .

Wie sollte er auch nicht, wo er das Boot so weit gegen die Strömung geschleppt hatte!

‚Gott sei Dank‘, sagt der Großvater, ‚die Schnur hat sich ein bißchen gelockert.‘

‚Ziehn Sie die Hand raus!‘

‚Ich schaff’s nicht . . .‘

Endlich taucht der Wels an die Oberfläche, kommt mit dem Bauch nach oben zu liegen. Seine Barthaare bewegen sich, und aus dem Maul steigen blubbernd Blasen auf, als wollte er sagen: Mein Gott, bin ich müde, Genossen Angler! Gebt mir eine kleine Verschnaufpause, dann zieh ich euch bis Kiew!

Als wir den Wels aufs Ufer geschleift haben, sag ich zu dem Großvater: ‚Wir dürfen dem Burschen auch jetzt nicht traun, geben Sie ihm eins mit dem Ruder übern Schädel!‘

Der Alte kracht dem Wels das Ruder auf den Kopf und sagt dabei ‚Amen‘. Dann zeigt er mir seine Hand, deren Gelenk von der Schnur fast durchtrennt ist. Die Finger sind furchtbar blau angelaufen und geschwollen . . . Joj, war das ein Riese von Wels! Groß wie ein Boot . . .

‚Wo hat dieses Ungetüm Sie denn nun genau in Schlepp genommen?‘ frag ich den Großvater

‚Hab ich doch erzählt‘, antwortet der Alte, ‚in der Nähe von Kanewo. Ich bin rausgefahren, sitze, ohne Böses zu ahnen, in meinem Kahn und geb mir Mühe, ein paar Welse anzulocken. Unter dem Boot aber der Haken mit dem Köder. Da ist es passiert: Der Bursche hat angebissen, und – hui! – ging’s ab! Und weil ich die Schnur ums Handgelenk geknotet hatte, wär ich um ein Haar aus dem Kahn gekippt, als der Kerl mit aller Gewalt anruckte. Im letzten Augenblick hab ich mich noch festgehalten. Sonst würden jetzt wahrscheinlich die Krebse auf mir rumspazieren! Na, jedenfalls hab ich’s geschafft, drin zu bleiben . . . Bloß wie kommen wir jetzt nach Hause? Ist immerhin ein ganz schönes Stück zurück!‘

Da könnt ihr mal sehen, was der Wels für ein kräftiger Fisch ist!

Er ist aber nicht nur kräftig, der Wels, er ist auch seßhaft. Er hat sich in irgendeiner Senke eingerichtet, die er fast

niemals aufgibt. Wenigstens trifft das für den ausgewachsenen Wels zu. Die jüngeren und die ganz kleinen, die noch unternehmungslustig sind, tummeln sich im gesamten Flußgebiet, bewegen sich gewissermaßen in fremden Revieren.

Wovon sich der Wels ernährt? Von Fischen, Kröten, kleinen Enten und Gänsen . . .

Einen Wels fangt ihr am besten in warmen Sommernächten. Ihr verwendet dazu einfache Angelruten oder auch Spinnangeln; dem ausgewachsenen Wels allerdings kommt ihr nur mit großen Spezialhaken bei.

Was ihr als Köder nehmt? Würmer, kleine lebende Fische, Frösche oder auch einfach Fleischbrocken.

Um einen sehr großen Wels an den Haken zu kriegen, verwendet ihr am besten – wie aus dieser Geschichte ja zu ersehen – eine Gans, einen Gordonsetter bzw. auch einen Braun- oder Himalajabären. Auf einen Eisbären dagegen springt der Wels nicht an, denn der Eisbär ist ein Tier der Kälte, und der Wels liebt warmes Wasser sowie Beute, die nicht allzu abgekühlt ist.

Wie ein Wels nun konkret zu fangen ist?

Ganz einfach: Ihr müßt den Köder am Haken befestigen und dann abwarten. Solltet ihr merken, daß er beißt, müßt ihr die Angel anziehen. Habt ihr das geschafft, holt ihr ihn aus dem Wasser. Ist auch das getan, nehmt ihr unverzüglich ein Messer und schneidet ihn auf, denn es sollen schon höchst interessante Dinge in seinem Magen entdeckt worden sein: eine unversehrte Räucherwurst, gekochte Krebse, unzerkaute Sprotten in Öl. Es kann also passieren, daß der Wels sich euch nicht nur allein zum Geschenk macht – als ein frischer und sehr schmackhafter Fisch (gebraten, zum Beispiel) –, sondern noch allerhand Leckereien nebenher bietet.

Und nicht zuletzt ist der Wels ein sehr interessanter Fisch! In der Zarenzeit wog ein Wels – so behaupten wenigstens die passionierten Angler der vorrevolutionären Epoche – bis zu vierhundert Kilo und verspeiste Hunde sowie Bären.



Durchaus möglich, daß mit Entwicklung des Fischereiwesens ein Wels künftig eine Tonne oder mehr wiegen und als Nahrung Simmentaler Bullen und kleine Schlepper zu sich nehmen wird . . .

Möglich ist alles, obwohl wir angelnden Schriftsteller nicht übermäßig dran glauben. Es steht einem sowjetischen Autor einfach nicht an, zu übertreiben.

Was aber den Wels betrifft . . . ich selbst hab mal einen zu Gesicht bekommen, der so groß war wie ein Mähdrescher. Nur ein bißchen länger.

Was ich hier allen Ernstes und ohne Übertreibung versichere.

1953

---

## NACHWORT

Ostap Wischnja, mit eigentlichem Namen Pawel Gubenko, starb im Alter von sechsundsechzig Jahren, nach einem Leben, das man mit gutem Recht schaffensreich nennen kann und das ohne Zweifel die bei bekannten Persönlichkeiten so gern genannten Höhen und Tiefen besaß. Er war eins von siebzehn Kindern eines ukrainischen Gutsarbeiters und stammte aus jenem offenbar literaturträchtigen Gouvernement Poltawa, das auch die Geburtsregion so bedeutender satirischer Schriftsteller wie Iwan Kotljarewski (1769–1838) und Nikolai Gogol (1809–1852) ist. Von einer Zeichnung, die etwa drei Jahre vor seinem Tod entstand, schaut uns das Antlitz des Autors an: klug, freundlich, mit einem leicht spöttischen Lächeln in den Augen hinter großen, runden Brillengläsern. Die hohe Stirn, die dichten Augenbrauen, die kräftige Nase, das breite Kinn, die Lachfältchen um den Mund – das alles wirkt bereits auf den ersten Blick sympathisch. Man stellt sich Ostap Wischnja unwillkürlich am Ufer des Schwarzen Meeres vor, in einem Boot auf dem Fluß Oskol oder auf einem Hügel in der Nähe seines Heimatdorfes Grunj, wie er die Schönheit der Landschaft genießt, über die rustikalen Bräuche nachdenkt und zugleich an einer spritzigen Humoreske, einer gepfefferten Satire bastelt.

Über die Geburt und Kindheit des Mannes, der von der Krimsonne, dem Dorfpopen, den Berliner Museen, der Entenjagd und manchem Produktionsdirektor gleichermaßen Poetisches wie Vergnüglich-Bissiges zu berichten weiß, braucht hier nicht gesprochen zu werden – der Autor hat uns das Notwendige in seinem „Lebenslauf“ ja selbst mitgeteilt. Gewiß hätte Wischnja ein guter Arzt werden können oder, was nicht unbedingt häufiger sein soll, ein Beamter mit Sinn für Humor, doch die Chancen dafür schlug er bekanntlich aus. Es zog ihn zur Literatur, und wenn er erst relativ spät zum Schreiben kam, mit gut dreißig Jahren, so revanchierte er sich für diese Verzögerung durch eine nun-



mehr schnell aufeinanderfolgende, umfangreiche Produktion. Themen gab es in den konfliktgeladenen zwanziger Jahren für einen sowjetischen Satiriker, der mit dem Herzen bei der Sache war, genug. Wischnja schrieb für die Zeitschriften „Wisti“ („Nachrichten“), „Perez“ („Pfeffer“) und andere Feuilletons, Pamphlete sowie Kurzgeschichten, in denen er zu Tagesthemen Stellung nahm, Wirtschafts-sabotage bzw. Kulakentum angriff, bürokratisches Verhalten bloßlegte oder auch einfach auf humorig-poetische Weise über Veränderungen im Leben seines Landes und der Menschen berichtete. Da er Talent besaß, da ihm die Ideen nicht ausgingen, vor allem aber, da er das Volk und seine Besonderheiten gewissermaßen von der Wurzel her kannte, wurde er bald außerordentlich populär. Menschen aus allen Teilen der Ukraine schrieben ihm oder kamen in die Redaktionen der Zeitschriften, für die er arbeitete. Sie wollten ihn unbedingt persönlich sprechen, ihn beim Kampf gegen Schluderei und Vetternwirtschaft um Hilfe bitten. Freunde berichten, daß er keinen wegschickte, der mit Problemen zu ihm kam. Er setzte seine Kraft, seinen Einfluß und natürlich seine Feder ein, so gut er es vermochte. Er arbeitete und schrieb unermüdlich. Zu Beginn der zwanziger Jahre veröffentlichte er seine ersten Feuilletons, ein Jahrzehnt später hatte er bereits dreiundzwanzig Sammelbände mit meist kurzen pointierten Texten in Ukrainisch vorliegen. Er wurde aber auch ins Russische und in andere Sprachen übersetzt. Die Durchschnittsauflage seiner Bücher überschritt die für jene Zeit phantastische Hunderttausender-Grenze.

Ostap Wischnja war ein von seiner Arbeit besessener Mensch, der den Humor als Waffe zur Durchsetzung sozialistischer Lebensformen verstand und gebrauchte. Dennoch stießen sein kritisches Engagement, seine ganze Art zu schreiben auf den Widerspruch bestimmter Kultur- und Wirtschaftsbürokraten. Anfangs der dreißiger Jahre waren der Autor und sein Werk zunehmenden Anfeindungen ausgesetzt. Man warf ihm vor, das Volk negativ zu beeinflussen, den Sozialismus ins Lächerliche zu ziehn. Es gab

Zeitschriftenartikel, in denen allen Ernstes behauptet wurde, sein Lachen und das Lachen überhaupt sei dieser neuen Gesellschaft abträglich. Wischnja setzte sich zur Wehr, verteidigte die Heiterkeit als wichtiges Lebenselement auch und gerade für den Kommunismus. Doch es nützte nichts, Denunziationen und Verleumdungen führten 1933 zur Verhaftung des Schriftstellers, dessen politische und staatsbürgerliche Integrität angezweifelt wurde. Erst zehn Jahre später kam er wieder frei. Das war 1943, mitten im Vaterländischen Krieg: Zeit, sich bei den eigenen bitteren Erfahrungen aufzuhalten, blieb also nicht. Ostap Wischnja, ungebrochen, aber im Innersten gewiß nicht ohne Traurigkeit, stürzte sich erneut in die Arbeit. Schrieb Pamphlete gegen die faschistischen Eindringlinge und ihre ukrainischen Kollaborateure sowie nach dem Sieg Satiren gegen alles, was den Wiederaufbau hemmte. Ohne seine freundliche Humorigkeit aufzugeben, wurde er in diesem Teil seiner Schriften härter, bissiger. Gleichzeitig wandte er sich, wie schon in seinem früheren Schaffen, wieder der Natur zu, verfaßte die meisten seiner vergnüglichen Jagdgeschichten. Bis zu seinem Tod 1956 veröffentlichte er noch eine reiche Anzahl von Skizzen, Feuilletons und Kurz-erzählungen.

In der Ukrainischen SSR gilt Ostap Wischnja heute schon als ein Klassiker, als Vorbild für die neuen Schriftstellergenerationen. Viele der jüngeren Satiriker und Humoristen eifern ihm nach, berufen sich auf ihn. Sein Werk, wenn auch hauptsächlich auf die kurze Form beschränkt, setzt den streitbaren Humanismus der großen realistischen und satirischen Schriftsteller seines Landes fort. Wischnja steht in der Tradition der Ukrainer Iwan Kotljarewski, Taras Schewtschenko (1814–1861) und Iwan Franko (1856 bis 1916), die auf unterschiedliche Weise entscheidend zur Herausbildung ihrer Nationalliteratur beitrugen. Sein Schaffen ist den aufklärerischen Bemühungen des Erstgenannten verbunden, der durch eine Travestie der „Äneis“ Vergils und seine kritisch-bissigen Theaterstücke („Natalka-Poltawka“, 1813) nachhaltigen Ruhm erlangte, es besitzt

viel von der bäuerlichen Urwüchsigkeit, von der Volksverbundenheit und dem revolutionären Geist der Schewtschenkoschen Dichtungen („Kobsar“, 1840), es weist aber auch Bezüge zur Prosa Iwan Frankos auf, der in Romanen („Boa Constrictor“, 1878; „Borislaw lacht“, 1882) und Erzählungen die sich entwickelnden Konflikte in der Industrie beschreibt, dem Schicksal ins Proletariat abwandernder Bauern nachspürt. Doch ebenso wie den ukrainischen gehörte des Autors Liebe den berühmten russischen Satirikern. So Saltykow-Stschedrin (1826–1889), der in seinen Werken „Skizzen aus dem Gouvernement“ (1860) und „Geschichten einer Stadt“ (1869/70) den Provinzadel und das zaristische Beamtentum höhnisch attackierte, so Gogol und Tschechow. Nikolai Gogol, den gebürtigen Ukrainer, hatte Wischnja schon frühzeitig aus dem Russischen übersetzt, und auf seine Verehrung für Anton Tschechow kommt er in seinen Texten immer wieder zu sprechen. Aber er vermied es, die Vorbilder in irgendeiner Weise nachzuahmen. Zumal ihm seine journalistische Tätigkeit schon von der Form her eigene Wege wies. Viele seiner Skizzen und Feuilletons entstanden aus der konkreten Situation heraus, auf Grund eines Hinweises, einer Beschwerde, eines Wunsches oder einer Kritik. Andere flossen ihm anlässlich einer Reise, eines Auslandsaufenthaltes in die Feder, so zum Beispiel die „Berliner Berichte“, die 1928 geschrieben wurden, als der Autor zu einer Kur in Deutschland weilte. Wieder andere „ergaben“ sich schließlich beim Besuch einer Kolchose, eines Betriebes oder reiften einfach bei einer Angeltour, einem Jagdausflug.

Ostap Wischnjas Werk ist vielfältig, weniger was die Form, als was die Themen, den inneren Gehalt der Texte betrifft, deshalb wurde in der hier getroffenen Auswahl versucht, in drei Abteilungen wesentliche Aspekte seines Schaffens zu erfassen und hervorzuheben. Das sind der poetische Reichtum, der sich aus seiner Natur- und Tierliebe ergibt, die tiefe Verbundenheit mit dem dörflichen Milieu und der Heimat überhaupt, die Unduldsamkeit gegenüber allem Regressiven und Bürokratischen, jeglicher

Schluderei und Ungerechtigkeit, und natürlich der leise, mitunter auch deftige Humor, die Freude am Ulk wie am scharfen Witz, die den Schriftsteller auszeichneten. Texte mit Tagescharakter, die bestimmten abgegrenzten Zwecken dienten und in ihrer Wirkung inzwischen verblaßt sind, wurden weggelassen. Aufgenommen wurde vor allem das Vergnüglich-Hintergründige, das konkret Zugespitzte, das seinen Reiz bis in unsere Tage behalten hat. Zur besseren Orientierung wurden die Texte mit dem jeweiligen Datum ihrer Entstehung versehen.

So wird dem Leser nach einem vom Autor selbst verfaßten „Lebenslauf“, der gleichsam die Einführung ins Werk darstellt, zunächst die Südliche Krim mit ihren Schönheiten und Legenden augenzwinkernd nahegebracht, er darf aber auch die Berliner Museen und Automobile aus vergangener Zeit durch Wischnjas Brille betrachten. Ohne Zweifel haben die Reisefeuilletons ihre ursprüngliche Frische bewahrt. Sie zählen zum Bleibenden im Schaffen des Schriftstellers.

Zum Stärksten, was der Autor geschrieben hat, gehören auch seine kleinen pointierten Skizzen vom Dorf. Selbst wenn sich auf dem Land seit den zwanziger bzw. fünfziger Jahren manches geändert hat – die Beschreibungen der Sitten sind lebendig geblieben, die mit wenigen Strichen hingeworfenen Gestalten einprägsam. Die bissigen Passagen verweisen oft genug auf gegenwärtige Probleme. Neue, bessere Beziehungen zwischen den Menschen zu schaffen schien Wischnja stets außerordentlich wichtig. Seine Texte sind dabei noch jetzt eine Hilfe.

Bleiben schließlich die Geschichten von Wald und Fluß, die ihrem Verfasser beim Schreiben offenbar selber Freude machten. Sie nehmen einen besonderen Platz in seinem Werk ein und sind hauptsächlich in den letzten Lebensjahren entstanden. Hier wird das Jäger- und Anglerlatein weidlich ausgesponnen, doch geht es nicht nur ums vergnügliche Fabulieren. Hinter der Aufschneiderei der Hundebesitzer und Welsfischer verbergen sich Phantasie und Volkswitz. In einigen Episoden, wie zum Beispiel in der

von den „weinenden Entenkindern“, erweist sich der Schriftsteller als spitzzüngiger Moralist.

Ostap Wischnja, dem deutschen Leser bislang zu Unrecht kaum bekannt, ist heute in der Ukraine und darüber hinaus in der gesamten Sowjetunion als humorvoller Autor und integrale Persönlichkeit geschätzt. Seine Bücher werden nach wie vor in großen Auflagen gedruckt. Ohne Zweifel wird er durch seine von besonderem nationalem Kolorit geprägte, ganz eigenständige Poesie, durch seinen hintergründigen und volkstümlichen Witz auch bei uns zahlreiche Freunde finden.

Berlin, im April 1980

Aljonna Möckel

---

## INHALT

Mein Lebenslauf	5
<i>Zu Fuß nach Jalta</i>	13
Die Berge	14
Das Meer	20
Krimnacht	25
Die Krimsonne	29
Die „Jungfrau“ und der „Mönch“	34
Zu Fuß nach Jalta	38
Simferopol – Jalta	44
Die Pferde von Berlin	50
Die Museen von Berlin	54
Wie man durch den Zoll kommt	60
Erde – Mond – Mars	65
<i>Von Hühnern, Puten, Direktoren und anderen</i>	69
So ist es – das Dorf!	70
Wirklich, ein sonderbarer Kerl!	77
Schafzucht	80
Als es die Dorfklubs noch nicht gab	83
Eins–zwei–drei!	86
<i>Von Hühnern, Puten, Direktoren und anderen</i>	89
Gewandtheit	94
Produktionsqualität	97
Appetit auf Hausen	100
<i>Wie man Wildentensuppe kocht</i>	107
Eröffnung der Jagdsaison	108
Die Schnepfe	115
Wie man Wildentensuppe kocht	124
Der Hase	130
Der Fuchs	137
Die Entenkinder weinen	144
Karpfen deutsch	147
Der Wels	151
Nachwort	163



1. Auflage

Eulenspiegel Verlag, Berlin · 1981

(deutschsprachige Ausgabe und Illustrationen)

Lizenz-Nr.: 540/26/81 · LSV 7201

Schutzumschlag- und Einbandentwurf: Harry Jürgens

Printed in the German Democratic Republic

Gesamtherstellung: Grafischer Großbetrieb Völkerfreundschaft Dresden

620 596 8

DDR 7,20 M



